

DER PIPER
REA
DER
FRÜHJAHR 2025

TOMMIE GOERZ

CLARE LESLIE HALL

CAMILLA BARNES

TOBIAS SCHLEGL

SUE HINCENBERGS

DAVID FINCK

EWALD ARENZ

PIERRE JARAWAN

JEANNETTE
ZU FÜRSTENBERG,
INGE KLOEPFER

GINA MAYER

ANDREA SAWATZKI

HELGE TIMMERBERG

OTTO WAALKES

LIEBE LESERIN, LIEBER LESER,



wann weiß man, dass ein Buch gut ist? Diese Frage wird Verlagsmenschen gern gestellt, und die Antworten darauf sind vielfältig. Für mich macht in erster Linie der Ton die Musik. Wenn er mich dazu bringt, immer weiter lesen zu wollen, dann kann der Inhalt getrost Kapriolen schlagen, ich bleibe dran. Ein Roman, der mich von der ersten Seite an durch seinen Ton beircet und absolut begeistert hat, ist »Keine Kleinigkeit« von Camilla Barnes. Die Engländerin, die seit langem in Frankreich lebt und am Theater arbeitet, erzählt in ihrem dialogreichen, un­gemein schwungvollen Debütroman von einem seit fünfzig Jahren verheirateten englischen Paar, das vor langer Zeit nach Frankreich aufs Land gezogen ist. Wir lernen die beiden kennen durch die Augen ihrer Tochter Miranda, die immer wieder nach dem Rechten schaut und ihrer Schwester Charlotte dann von den neusten Anekdoten ihrer skurrilen, einander in abgenutzter herzlicher Abneigung verbundenen Eltern berichtet. Dieser witzige, weise Roman beleuchtet die Generationen einer Familie und geht dabei der Frage nach, ob und wie wir die Rollen, die uns als Kindern im heimischen Gefüge zugewiesen werden, im späteren Leben ablegen können. Und auch, wenn Camilla Barnes bereits jetzt in ihrer eigenen Liga schreibt, meint man, in »Keine Kleinigkeit« auch Echos der frühen Romane ihres Onkels Julian Barnes zu erkennen.

Als unser Autor Tobias Schlegl erzählte, dass er mit seiner Mutter den Jakobsweg gehen wolle, war der Satz kaum ausgesprochen und wir wussten, dass aus dieser gemeinsamen Erfahrung unbedingt ein Buch werden sollte. Denn ganz ehrlich: Wann verbringen wir als Erwachsene mit unseren Eltern je nochmal so viel Zeit? Tobias Schlegl schreibt, er habe in der Reise eine große Chance erkannt: »Die Möglichkeit, meine Mutter noch einmal ganz anders kennenzulernen. Sie jenseits ihrer Mutterrolle zu erleben. Gespräche zu führen, für die sonst nie Zeit zu sein schien.« Viele werden spätestens beim Lesen von »Leichtes Herz und schwere Beine« Tobias' Wunsch teilen, den eigenen Eltern im Erwachsenenalter noch einmal nahezu­kommen. Auch dies ist nicht nur ein Mutter-Sohn-, sondern ein richtiges Generationenbuch geworden, getragen von Offenheit und Unvoreingenommenheit.

Und dann freue ich mich ottifantös darüber, dass Otto sich mit Mitte siebzig dazu entschlossen hat, endlich Piper-Autor zu werden. Zum 77. Geburtstag erscheint »Kunst in Sicht«, und wer gerne schaut, staunt und lacht, wird an diesem Feuerwerk von Kunstgeschichtsschreibung von, mit und nach Otto Waalkes seine helle Freude haben. Auch dies ein Buch ohne Altersbegrenzung, ob nach unten oder oben.

Lesen Sie sich jung! Herzlich,

Kate Falcioni Greenberg

INHALT

TOMMIE GOERZ IM SCHNEE	04 _____
CLARE LESLIE HALL WIE RISSE IN DER ERDE	12 _____
CAMILLA BARNES KEINE KLEINIGKEIT	20 _____
TOBIAS SCHLEGL MIT MAMA AUF DEM JAKOBSWEG	30 _____
SUE HINCENBERGS VERY BAD WIDOWS	40 _____
DAVID FINCK DER SCHWINDEL	52 _____
EWALD ARENZ GEBRAUCHSANWEISUNG FÜR FRANKEN	60 _____

PIERRE JARAWAN
FRAU IM MOND

68

**JEANNETTE ZU FÜRSTENBERG,
INGE KLOEPFER**
CHANCENLAND!

78

GINA MAYER
DER KUCKUCK

86

ANDREA SAWATZKI
BIARRITZ

96

HELGE TIMMERBERG
BON VOYAGE

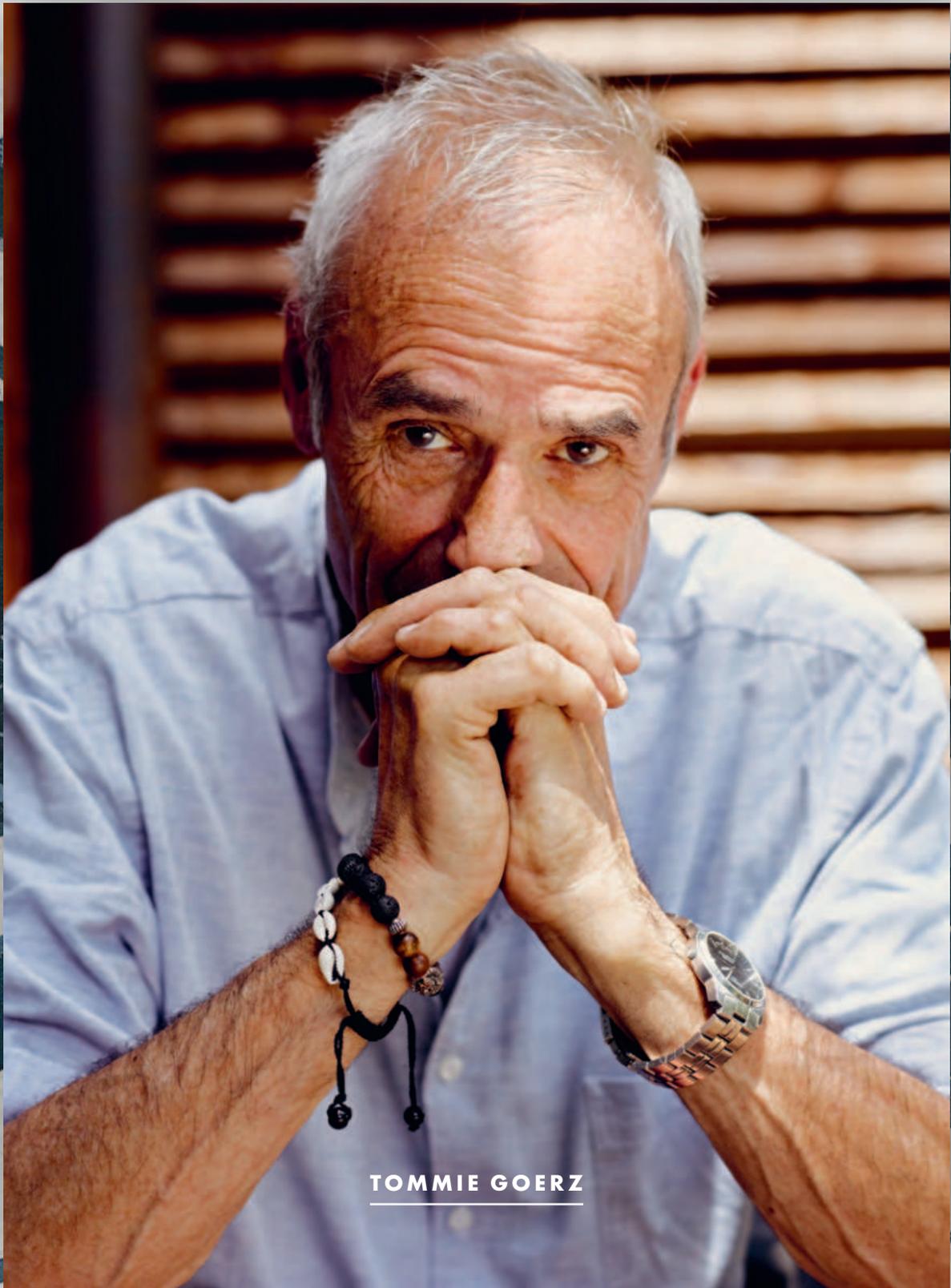
102

OTTO WAALKES
KUNST IN SICHT

110

MALIK
TASCHENBUCH

114



TOMMIE GOERZ



IM SCHNEE

Tommye Goertz hat schon vieles gemacht. Er war Langzeitstudent, Hüttenwirt, Automatenwart und Schallplattenvertreter, Lehrbeauftragter, Almknecht, erfolgreicher Werber und mehr. Mit »Im Schnee« legt er nun einen Roman vor, den nur einer schreiben kann, der das Leben und die Menschen kennt. Es ist eine Geschichte vom Vergehen der Zeit, von Menschlichkeit und von einer Welt, die beinahe vergangen scheint: dem Dorf.
Ein schmales Buch mit der Seele eines großen Romans.

INTERVIEW

Lieber Tommie Goerz, zu Beginn deines Romans legt sich der Schnee wie eine Decke über das Dorf Aushal. Der alte Max schaut den Flocken über seinem Garten beim Fallen zu: »Es hätte ein so schöner Tag werden können«, heißt es. Aber dann...?

... dann bimmelt irgendwann leise das Totenglöckchen. So erfährt man auf dem Dorf: Es ist jemand gestorben – einer von uns. Noch weiß der Max nicht, wer es ist. Aber als er es schließlich erfährt, verändert es seine Welt.

Nimm uns doch bitte einmal mit – was ist Aushal für ein Ort? Und welche Menschen leben dort?

Aushal ist eigentlich wie viele Dörfer heute. Ein Dorfkern, ein paar alte Gehöfte, ein Neubaugebiet. Die Höfe nicht mehr oder nur noch teilweise bewirtschaftet. Ein, zwei Höfe sind vor den Ortsrand umgesiedelt. Es gibt im Ort keinen Laden mehr, vielleicht noch einen letzten Stall, sehr selten noch ein Wirtshaus. Das »Dorf« in dem Sinn ist längst tot oder liegt seit Jahren im Sterben. Ich bin vor nicht allzu langer Zeit den »Fränkischen Gebirgsweg« gelaufen, über 400 km, und habe diese Orte zuhauf erlebt. Da ist nichts mehr, wie es einmal war, alles hat sich verändert. Aber die letzten Alten sind noch da und leben auf ihren Höfen ihr Leben weiter. »Zu Ende« hätte ich fast gesagt. Klar, Veränderungen und Fortschritt leben vom Versprechen hin zum Besseren, Neues heißt aber auch immer Verlust und Abschied. In diesem Spannungsfeld leben die Menschen, die die Zeit dort zurückgelassen hat – die Protagonisten von »Im Schnee«.

Der Tod seines Freundes Schorsch bedeutet für Max das Ende einer Zeit. Und die Totenwacht, bei der die Dorfältesten zusammenkommen, lässt ihn noch einmal zurückschauen. Was geschieht in dieser Nacht?

Zunächst einmal: Totenwacht bedeutet, man sitzt gemeinsam beim Verstorbenen, der in seinen privaten

Räumen aufgebahrt liegt. Man gedenkt des Toten, beginnt zu erzählen und sich zu erinnern. Wie war sein Leben, was hat er getan, was ist ihm widerfahren? So kommt man im Dorf und seinen vielen Geschichten herum. Und der Max, dem der verstorbene Schorsch ein besonderer Mensch war, beginnt zu begreifen, dass mit ihm sehr viel mehr gestorben ist als nur einer aus dem Dorf.

Der Max hat – wie die meisten, die an der Wacht teilnehmen – sein ganzes Leben in Aushal verbracht. Was war das für ein Leben?

Dazu muss ich vielleicht ein bisschen ausholen. Ich habe erst jüngst einen Sommer auf einer Alpe verbracht, als Knecht, ein lange gehegter Traum. Ich musste dort melken, käsen, buttern, Käselaipe pflegen, Weidezäune versetzen, die Kühe auf die Weiden treiben und, und, und – jeden Tag, bei jedem Wetter, von früh um fünf bis abends um zehn. Ein komplett anderes Leben als in der Stadt, denn dort draußen bestimmt die Natur den Tag. Das ist hart, kein bisschen romantisch und voll fast archaischer Zwänge – und hat doch unglaublich schöne Seiten. So ist das Leben auf dem Dorf und so war auch das Leben von Max. Karg, voller Arbeit und eingebunden in äußere Notwendigkeiten. Doch auch mit Freuden und Platz für Schönes.

Man hat den Eindruck, es gibt seit einigen Jahren eine große Sehnsucht nach der Schönheit des einfachen Lebens. Auch in deinem Roman spielt dieses einfache Leben eine Rolle – aber seine Schönheit geht immer auch mit Härte einher, oder?

Ich glaube, wir sollten uns da nichts vormachen: Das »einfache Leben« ist nicht schön, wir wollen das nur so sehen. Unser Leben in den Städten aber ist auch nicht so schön, weil schnell, laut, hektisch und vielfach unpersönlich. Wir arbeiten rund um die Uhr für ein schönes Leben – das wir dann nicht leben können,

weil wir so viel arbeiten müssen. Also sehnen wir uns nach Ruhe, nach dem »einfachen Leben« – mit dem wir aber nichts anfangen können, wenn sich die Gelegenheit bietet. Dann nämlich scheitern wir meist grandios. Sich einfach einmal nur hinsetzen und nichts tun? Zur Ruhe kommen? Einfachheit zulassen? Schaffen wir nicht, obwohl wir ewig davon träumen. Schräg, oder? Unser Leben ist uns im Weg – wir sind uns selber im Weg. Also träumen wir – was ja wiederum auch ganz schön ist. In der Oberpfalz sagt man: »Wann'st niat fuadgäist, höisters dahoam niat ass«, also »Wenn du nicht fortgehst, hältst du es daheim nicht aus.« Liebevoller kann man diese Zerrissenheit kaum beschreiben.

Gerade dadurch, dass sich alle so gut kennen, herrscht eine große Verbundenheit im Dorf, aber auch eine manchmal bedrückende Enge. Es wird viel erzählt, aber mindestens genauso viel verschwiegen.

Es gibt eine eherne Regel auf dem Dorf, die ich von meinem Schwiegervater habe, der selber Landwirt war: Mit Nachbarn streite nicht! Denn im Streit ist man schnell, aber er vergiftet das Zusammenleben oft über sehr lange Zeit. In der Enge des Dorfes aber musst du mit deinem Nachbar leben, du kannst ja mit deinem Hof nicht einfach wegziehen. Also musst du lernen, »dein Maul zu halten«, also zu schweigen. Das wiederum heißt: Dinge, von denen irgendwie jeder weiß, bleiben unausgesprochen, werden zu Tabus. Für Außenstehende ist das oft unverständlich, für Dorfgemeinschaften aber existenziell. So gibt es viele unsichtbare Mauern, die stärker sind als jede Mauer aus Stein. Um so wichtiger ist die gemeinsame Erzählung, derer man sich auch bei der Totenwacht wieder vergewissert.

Was teilst du selbst mit Max? Wieviel eigene Erfahrung spricht aus dem Roman? Hast du selbst eine solche Totenwacht erlebt?

Meine Großeltern hatten eine Landwirtschaft, ich selbst bin in einem Dorf großgeworden und meine Frau kommt von einem Hof. Ich habe das Leben auf dem Land immer geliebt und viel davon mitgekriegt,

mit all seinen Untiefen und Verschwiegenheiten. Daraus, gar keine Frage, speist sich mein Roman. Die klassische Totenwacht als gemeinsames Abschiednehmen im privaten Raum allerdings wird heute aufgrund gesetzlicher Regelungen und hygienischer Bedenken nicht mehr praktiziert, die einzige mir bekannte Ausnahme ist der literarische Ort Austhal. Totenwachten finden heutzutage, wenn überhaupt, in der Kapelle des Friedhofs statt. Dort habe ich schon mehrere erlebt – aber nur auf dem Land, keine einzige in urbanem Kontext.

Max bekommt im Laufe der Romanhandlung zufällig Besuch von Janis, einem Wanderer aus der Stadt. Für ihn wirkt das Dorf und insbesondere Max' Lebensumfeld wie aus der Zeit gefallen. Was fasziniert ihn daran so?

Bei der Begegnung mit Janis, die du ansprichst, prallen ja zwei Welten aufeinander: die dörfliche von Max und wie er schon immer lebt, und die städtische, die komplett anders ist und der das nur noch skurril erscheint, allenfalls museal. Eigentlich ist das paradox: Beide leben in der gleichen Welt, und doch in grundverschiedenen. Und auch in verschiedenen Zeiten. Ich zumindest erlebe das immer wieder so, und das finde ich irre spannend.

Dein Roman ist auch eine große Geschichte über das Vergehen der Zeit. Am Ende dieser Nacht hat man als Leser das Gefühl, man hätte ein ganzes Jahrhundert miterleben dürfen. Ohne zu viel zu verraten, welches Fazit würde Max ziehen, wenn er auf diese Zeit zurückblickte?

Letzthin habe ich, ich glaube, es war bei Roger Willemsen, sinngemäß gelesen: »Wir haben keinen Einfluss darauf, in welches Nest wir gelegt werden.« Natürlich hat man immer die Freiheit, aus seinem Kontext auszubrechen oder es zumindest zu versuchen. Der Max hat das nicht getan, weil er sich diese Frage nicht stellte bzw. diese Frage schlichtweg nicht gestellt hat. Ich denke, er würde sein Leben genauso wieder leben. Dort, wo er ausgebrütet wurde und sein Nest war. Sein Fazit wäre sicher: Es war gut so.

LESEPROBE

Unter den Apfelbäumen lag Schnee. Der Max stand am Fenster und sah hinaus in den Garten. Es war längst Vormittag. Er hatte seinen Küchenherd eingeschürt, sich einen Kaffee gemacht – und jetzt war nichts mehr zu tun. Es schneite, und er musste nicht nach draußen. Er hatte alles, und niemand wartete auf ihn. Es hätte ein so schöner Tag werden können. Die alten Apfelbäume. Im Herbst hat sich der Schorsch dort noch seine Äpfel geholt, da konnte er sich schon kaum mehr bücken. Den Martini hat er geliebt, weil der so schön rund ist und saftig und sich bis Weihnachten hält. Und den Rheinischen Krummstiel, weil er auch gern im Winter Äpfel aß. »Der ist erst nach Weihnachten richtig gut«, hat er gesagt und in sich hineingeschmunzelt. »Und hält sich bis in den Mai – und dann kommt ja schon fast wieder der Kornapfel.« Er hat überhaupt viel geschmunzelt, der Schorsch, wenn er beim Max war, oft auch nur so für sich, wie von innen. Aber er hat nie gesagt, warum. Zwei Körbe hat er sich immer von jedem geholt, seit mindestens fünfzig Jahren, den Martini und den Krummstiel, manchmal auch drei. »Mehr nicht, nein«, hat er gelacht, »ich muss die ja auch alle essen.« Und jetzt ist er tot.

Der Max hatte am Fenster gestanden und noch von nichts gewusst. Hatte dem Fallen des Schnees zugehört. Lange. Immer wieder, seit dem Morgen schon. Wie der Schnee, wenn er hochschaute in das unendliche Grau des Himmels, aus schwarzen Punkten bestand, und wie diese Punkte unaufhörlich auf ihn zuströmten. Bis ihn dieser Sog erfasste, den er immer spürte, wenn er das länger tat. Das war als Kind schon so gewesen. Als ob die Flocken nicht auf ihn zuschwebten, sondern er zu den Flocken hinauf. Längst hatte der Schnee alles bedeckt. Die Äste, das Gras, den Weg, sogar den schmalen Spitzen der Zaunlatten hatte er Hütchen aufgesetzt. Er ließ sich Zeit. Max hatte also am Fenster gestanden, hinausgesehen und gelauscht. Nichts machte die Welt so ruhig wie der fallende Schnee. Und so friedlich, so sanft. Irgendwann drang das Totenglöckchen durch die Stille, zuerst nur ganz leise, dieses Bimbimbimbim

vom Kirchturm. Wie von weit, weit weg. Max hatte es zunächst gar nicht gehört, und als er es schließlich wahrnahm, war es, als gehörte es dazu. Zum Fallen des Schnees, zu den Mützen auf dem Zaun, zu diesem so ruhigen Weiß. Als müsste es so sein.

Auf einem Ast saß eine Amsel und schüttelte sich, sortierte ein paar Federn. Schließlich plusterte sie ihr Gefieder auf und zog den Kopf tief ein. Kugelrund saß sie dort drüben und sah dem Schnee zu, wie er auch. Sie war braun, ein Weibchen. Früher hatte der Max immer einen Lappen Rindertalg geholt beim Angermann, roh und am Stück, und rausgehängt, den mochten die Vögel gern. In ganzen Schwärmen waren sie gekommen, pickten daran herum, und er sah ihnen stundenlang dabei zu. Doch seit sie keinen Metzger mehr hatten, konnte er auch keinen Talg mehr holen, und die Vögel mussten schauen, wo sie etwas herbekamen. Ob die Amsel vielleicht auf den Talg wartete? Max konnte ihr nicht helfen, der alte Angermann war vor vier Jahren gestorben, und der Hubert, sein Sohn, hatte auf das Schlachten keine Lust. Immer nur Abstechen und Würsten, und das viele Blut überall, das war nicht seins. Auch mochte er den Geruch nicht, der einem dann in den Kleidern hing. Seitdem war die Metzgerei zu und das Wirtshaus gleich mit. Für den Angermanns Fredl hatte damals auch das Totenglöckchen gebimmelt. Es bimmelte für jeden hier, der starb. Zuerst hatte der Max nicht gewusst, für wen die Gunda die Glocke läutete. Die Mehlmeisels Gunda läutete nämlich die Glocke, wenn jemand gestorben war. Damit alle im Dorf wussten, dass wieder einer fehlte. Sie tat das schon weit über zwanzig Jahre – seit dem Tag, an dem ihre Mutter gestorben war. Denn die hatte das vorher getan, gefühlt seit dem Anfang der Welt.

Die Gunda hieß eigentlich gar nicht Mehlmeisel, sondern Grantner, weil sie den Grantners Ludwig geheiratet hat, den es irgendwie nach Austhal verschlagen hatte, und mit ihm hat sie den Mehlmeiselhof übernehmen müssen, weil ihr älterer Bruder nicht mehr aus dem Krieg zurückgekommen war. Dabei hatte sie den Hof gar nicht gewollt. Jedenfalls, Grantner sagte hier niemand, man sagte Mehlmeisel.

Max trat einen Schritt zur Seite. Dort, wo er gestanden hatte, war die Scheibe von seinem Atem beschlagen. Jetzt sah er wieder nach draußen, und seine Gedanken hatten Raum.

Manche rief man hier noch nach ihren Höfen, egal wie ihre Namen waren. Wenn man aus dem Dorf war, wusste man Bescheid, und wenn nicht, ging es einen auch nichts an. Das war schon immer so. Aber es änderte sich. Nur von den Alten hörte man noch die Hofnamen, die Jungen benutzten sie längst nicht mehr. Und die Neubürger kannten sie oft nicht einmal. Hatten im Neubaugebiet droben gebaut oder sich einen der alten Höfe gekauft, die man aufgegeben hatte. Auch wenn die Bauern nicht gern verkauften.

Er hätte der Amsel gerne etwas gegeben, aber er hatte nichts. Auch bei den Metzgern in der Stadt gab es die Talgstreifen nicht, hatte der Manfred gesagt, der ihm, was er so brauchte, mitbrachte. Und die Lilo hatte ihren kleinen Laden längst zugesperrt, in dem man alles Mögliche hatte kaufen können. Von der Mausefalle bis zum Klopapier und alles zum Essen und Trinken. Die Lilo war zu alt gewesen, kaum jemand kam noch, und gelohnt hat es sich schon lange nicht mehr. Sie konnte auch kaum noch gehen die letzten Jahre, die Hüften waren kaputt vom Stehen und von der Schleperei im Laden. Und die Jungen fuhren sowieso für alles mit dem Auto in die Stadt.

Immer wieder hatte der Max am Fenster gestanden und hinausgesehen. Er hatte in den Schnee geschaut und zu den Apfelbäumen. Im Frühjahr würden sie wieder blühen und im Herbst wieder Äpfel tragen, wie jedes Jahr. Wie seit so vielen Jahren schon. Noch immer wusste er nicht, wer gestorben war.

Die Amsel saß auf ihrem Ast, und der Frieden da draußen war groß. Er hatte noch ein Scheit Holz nachgelegt und es schön gefunden, dass es warm war. Sollte es ruhig schneien, Holz war genug da. Irgendwann holte er den Topf Restsuppe aus der Speisekammer und stellte ihn auf den Herd. Rindfleischbrühe mit Nudeln von gestern, die würde ihn von innen wärmen. Ein Ei hineingeschlagen und mit einem Stück Brot war es ihm genug. Er brauchte ja nicht mehr viel. Von der Lisl hat er es dann erfahren, sie hat es ihm zugerufen, von draußen, vom Weg. Und ein Kreuz geschlagen dazu. Irgendwie hatte es der Max da schon geahnt, aber den Gedanken nicht zugelassen.

≡
NICHTS
MACHTE DIE
WELT SO
RUHIG WIE
DER FALLENDE
SCHNEE. UND
SO FRIEDLICH,
SO SANFT.
IRGENDWANN
DRANG DAS
TOTENGLÖCK-
CHEN DURCH
DIE STILLE.

Zuerst hatte er gedacht, dass es die Lilo sein könnte, als er das Bimmeln hörte, der ging es ja schon lange nicht mehr gut. Aber jetzt war es der Schorsch, der tot war.

Und plötzlich war die Welt eine andere.

Der Schorsch! Der hat seine Äpfel doch noch gar nicht alle gegessen ...

Draußen standen die Apfelbäume im Schnee wie zuvor. Nichts hatte sich verändert. Doch auf einmal war es leer zwischen ihnen. Und auch dahinter ... und in der Küche ... und überall ...

[...]

Max stand noch immer am Fenster. Irgendwie war alles voll Schorsch. Der tiefe Himmel deutete weiten Schnee an, drüben dunkelte das undurchdringliche Grau bereits ins Schwarz, verkündete schon die kommende Nacht. Die drei gelben Lampen am Bahnsteig sprangen an, bis Mitternacht würden sie jetzt leuchten. Auf dem Bahnsteig stand ein Mann. Was machte der da? Bis zum nächsten Zug waren es noch Stunden. Wollte der wohl so lange warten? Max stellte seine Tasse auf die Seite des Herdes. Er würde den Tee später trinken, hier auf der Platte blieb er schön warm. Dafür verfütterte er dem Herd noch ein Scheit Holz. Er musste noch zum Schorsch, also zur Maicherd, seiner Frau, und fragen wegen der Totenwacht. Ob überhaupt und wann, wie und was. Also mümmelte er sich in seine dicke, ausgefranste Wolljacke, zog sich die Pudelmütze über den Kopf und stapfte mit seinem Stock hinaus in den Schnee. Er zog den Kopf zwischen die Schultern. Der Wind blies doch recht kalt.

Die Frauen, die immer gleich kamen, wenn einer gestorben war, hatten den Schorsch schon halbwegs hergerichtet, zwar noch ohne seinen guten Sonntagsanzug, das würde der Bestatter machen, aber sauber gekämmt lag er da auf dem Sofa in der Stube, links und rechts eine Kerze. Die Maicherd war schon wieder allein. Es roch fast wie in der Kirche, und in seine gefalteten Hände hatten sie ihm einen Rosenkranz gefädelt. Das hätte dem Schorsch nicht gefallen, das wusste der Max. Aber mit den Frauen war darüber nicht zu reden. Das machte man so, es gehörte sich einfach und Schluss. Die Frauen hatten es mehr mit der Kirche, schon immer.

»Schnell ist es gegangen am Vormittag«, sagte ihm die Maicherd. »Der Schorsch hat sich einen Schnaps eingeschenkt, weil es ihm nicht gut gegangen ist, richtig schlecht ist ihm gewesen. Dann hat er gesagt: ›Ich glaube, ich muss jetzt los«, ist aufs Sofa gesunken und hat nicht mehr geschnauft. Weg war er. Der hat sich schon so hingelegt, als wolle er uns keine Arbeit machen.«

So war der Schorsch, dachte sich der Max, und es tat ihm gut, als er das hörte. »Er hat also gewusst, dass er geht«, sagte er.

Die Maicherd nickte. »Aber ›Ade‹ hat er nicht mehr gesagt, nur dass er gehen muss. Das kann ja alles heißen.« Sie zog ein zerknülltes Taschentuch aus ihrer Kittelschürze, wischte sich die Nase und sagte nichts mehr.

Max ließ sich auch einen Schnaps geben, er wollte am Abend zur Wacht wiederkommen, wenn die Männer da waren. »So um sieben oder acht.«

Die Männer würden, so war es der Brauch, bis Mitternacht bleiben, dann würden die Frauen wachen, bis in die Früh. Am Morgen wäre dann genug gewacht, es würde vielleicht noch der Pfarrer kommen, obwohl der Max nicht glaubte, dass die Maicherd nach ihm schicken ließ, und danach würden sie den Schorsch abholen und schön herrichten. Waschen, rasieren, die Nägel schneiden, vielleicht auch die Haare in der Nase und an den Ohren und seine Augenbrauen, ihm die Haare kämmen und ihn in seinen Anzug stecken. Der ihm schon lange nicht mehr richtig passte. Zur Beerdigung würden sie ihn dann wieder bringen, im Sarg.

»Vielleicht bleibe ich ja auch bis morgen Früh«, sagte er der Maicherd, »also auch zur Frauenwacht.«

Die Frauen waren das gewohnt und hatten auch nichts dagegen. Noch nie gehabt. Er und der Schorsch hatten immer viel zusammen mit ihnen gemacht. Weil die nicht so laut waren und nicht so ruppig. Und sie auch anders lachten, nicht so viel übereinander ... meistens jedenfalls. Mit den Frauen war es einfach oft herzlicher.

Sie hatten zum Beispiel immer das Besenbinden organisiert, das die Frauen so gerne hatten. Die trockenen Birkenreiser sammelten die Frauen und brachten sie vorbei, und der Max und der Schorsch bündelten sie dann in der Werkstatt beim Max, banden sie mit Draht ganz dicht zusammen, hackten die Enden

bündig und die überstehenden Spitzen ab und trieben einen Holzstiel hinein. Mit diesen Besen, drei oder vier für jeden Hof, wurde das ganze Jahr gefegt. Der Hausgang, die Straße, der Hof, und wenn der Besen spirrige wurde, auch der Stall. Die letzten übrigen Reisereste wurden zum Schluss zum Anschüren hergenommen. Dann brauchte es wieder neue Besen.

Auch Kerzen hatten sie schon mit den Frauen gegossen, schwarze Kerzen, die sollten angeblich gegen Gewitter helfen. Ein andermal hatten sie mit den Frauen gebuttert, nachdem die Hessen Gunda ein altes Butterfass auf dem Speicher gefunden hatte. Nur die Lilo konnte sich noch daran erinnern, dass man am Heshof früher Butter gemacht hatte. Sie bekam davon immer ein paar Pfund zum Verkauf, zu der Zeit hatte sie noch ihren Laden. Bis es verboten wurde und es nur noch Butter aus der Molkerei geben durfte. Erst im großen Block, fünf Kilo oder mehr, wie auch der Quark, von dem dann abgeschnitten wurde, wie viel die Leute gerade wollten, irgendwann nur noch viertel- oder halbpfundweise, schon eingepackt in silbernes Papier.

Der Max nickte der Maicherd traurig zu, zog sich seine Mütze tief in die Stirn und stapfte wieder heim. Er musste vorsichtig gehen, unter dem Schnee konnte es glatt sein. Vielleicht sollte er sich die Schuhe noch mal neu besohlen lassen, dann hätte er mehr Profil. Aber wo? Den Spercks Anton hatten sie vorletztes Jahr begraben, der hatte so etwas noch gekonnt. Er hat es nicht gerne gemacht, aber wenn man ihm die Schuhe daließ, waren sie irgendwann fertig. Der Anton hatte das Werkzeug dafür noch von seinem Vater, und dem hat er als Kind oft helfen müssen. Da hat er das gelernt. Und der Vater war auch kein Schuster gewesen, sondern eigentlich Sattler, aber wenn einer schon mal etwas mit Leder, Ahle, Nadel und Faden machte, dann konnte man ihm auch die Schuhe bringen. Das ganze Dorf hat ihm die Schuhe gebracht. Und jetzt? Gab es nur noch den Erwin, und der konnte das alles nicht. Also musste er eben aufpassen bei dem Schnee und vorsichtig seine Schritte setzen, damit er nicht ausrutschte. Aber dafür hatte er ja seinen Stock dabei.

Es hatte wieder zu schneien begonnen. Nicht sehr stark, aber ein paar Flocken wehten ihm schon ins Gesicht. Er sah zu, wie sie im gelben Licht der Straßenlaternen tanzten, langsam zu Boden sanken und in dem Weiß dort unten verschwanden.



30.
JAN
2025

TOMMIE GOERZ
IM SCHNEE

Hardcover mit Schutzumschlag
176 Seiten
22,00 € (D) 22,70 € (A)
ISBN 978-3-492-07348-6

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum
Erscheinungstermin auf [piper.de/leseexemplare](https://www.piper.de/leseexemplare) oder
schreiben Sie eine E-Mail an: sales_reader@piper.de
(BuchhändlerInnen), press@piper.de (Presse)

CLARE LESLIE HALL

WIE RISSE IN DER ERDE

»Dieser bewegende, sensible und
fesselnde Roman zielt direkt aufs Herz
und trifft mitten ins Schwarze.«

DELIA OWENS,
AUTORIN VON »DER GESANG DER FLUSSKREBSE«

»Zart und kraftvoll, lyrisch,
gewaltig und leidenschaftlich.
Ich habe es verschlungen.«

MIRANDA COWLEY HELLER,
AUTORIN VON »DER PAPIERPALAST«



LESEPROBE

TEILEINS

Gabriel

Der Farmer ist tot, und alle wollen wissen, wer ihn getötet hat. War es ein Unfall, oder war es Mord? Es sieht nach Mord aus, sagen sie, ein so präziser Schuss ins Herz muss Absicht gewesen sein.

Sie warten darauf, dass ich etwas sage. Zwei Augenpaare starren unerbittlich. Aber wie kann ich aussprechen, was er von mir verlangt, die Worte, die wir in den Minuten vor Eintreffen der Polizei wieder und wieder geübt haben?

Ich schüttele den Kopf, ich brauche mehr Zeit.

Es stimmt, was die Leute sagen: In einem finalen Augenblick kannst du ein ganzes Leben leben. Wir sind wieder der Junge und das Mädchen, die alles vor sich haben, eine glanzvolle Zeit aus Licht und märchenhafter Schönheit, aus Nächten unter Sternen.

Er wartet darauf, dass ich ihn ansehe, und als ich es tue, lächelt er, um mir zu zeigen, dass es okay für ihn ist, nickt ganz kurz.

Sag es, Beth. Sag es jetzt.

Ich sehe wieder in sein Gesicht, das für mich schön ist, damals und jetzt und immer, ein letzter Blick zwischen uns, bevor alles anders wird.

1968

Hemston, North Dorset

»Gabriel Wolfe ist wieder in Meadowlands eingezogen«, sagt Frank beim Frühstück, und der Name trifft mich wie ein Schlag. »Frisch geschieden. Jetzt geistern bloß er und sein Junge in dem Riesenhaus rum.«

»Oh.«

Mehr will mir dazu nicht über die Lippen kommen.

»Dasselbe hab ich auch gedacht«, sagt Frank. Er steht auf, kommt auf meine Seite des Tisches, nimmt mein Gesicht in beide Hände und küsst mich. »Wir lassen uns von diesem Blödmann nicht aus der Ruhe bringen. Wir bleiben auf Abstand.«

»Wer hat's dir erzählt?«

»War das große Gesprächsthema gestern Abend im Pub. Anscheinend haben die zwei riesige Laster gebraucht, um ihr ganzes Zeug aus London herzuschaffen.«

»Gabriel wollte immer nur hier weg. Wieso sollte er zurückkommen?«

Sein Name fühlt sich seltsam auf meiner Zunge an, als ich ihn zum ersten Mal seit Jahren ausspreche.

»Sonst gibt's ja keinen, der sich um das Haus kümmert. Sein Vater ist schon lange tot, seine Mutter auf der anderen Seite vom Globus. Steckt hoffentlich bis zum Hals in Dingoscheiße.«

Frank schafft es immer, mich zum Lachen zu bringen.

»Was kann er hier bloß wollen?«, sagt Frank beiläufig, aber ich sehe ihn, den unausgesprochenen Gedanken, der ihm durch den Kopf schießt. Abgesehen von dir. »Er wird garantiert verkaufen und nach Las Vegas ziehen oder Monte Carlo, oder wo auch immer diese ...« – er sucht nach dem passenden Wort, sieht zufrieden aus, als er es gefunden hat – »Promis so rumhängen.«

Frank verbringt den ganzen Tag und auch einen Teil der Nacht draußen auf der Farm, um unsere Tiere zu versorgen und das Land zu bewirtschaften. Ich kenne niemanden, der härter arbeitet als er, aber er findet immer noch Zeit, die Schönheit eines Sonnenuntergangs im Frühling oder das jähe, schwindelerregende Auffliegen einer Feldlerche zu sehen, denn das Gespür für Wetter und Tierwelt ist tief in ihm verwurzelt. Eines der vielen Dinge, die ich an ihm liebe. Frank hat keine Zeit, Romane zu lesen oder ins Theater zu gehen. Er würde einen trockenen Martini nicht mal erkennen, wenn ihm einer ins Gesicht geschüttet würde. Er ist das genaue Gegenteil von Gabriel Wolfe oder zumindest von dem Gabriel Wolfe, über den die Zeitungen schreiben.

Ich schaue zu, wie mein Mann sich gegen die Tür lehnt, um seine Stiefel anzuziehen. In zwanzig Minuten wird seine Haut porentief mit dem Gestank von Kuhmist durchdrungen sein.

Als es laut an der Tür klopft, erschrickt Frank.

»Verdammt«, sagt er und reißt die Tür so schnell auf, dass sein Bruder fast hereinfällt.

Bei uns beginnt jeder Tag so.

Jimmy, das Gesicht noch gerötet vom Bier am Vorabend, die Augen halb zusammengekniffen, eine Haarsträhne abstehend, als wäre sie gegelt, sagt:

»Aspirin, Beth? Hab nen Brummschädel.«

Ich nehme die Medikamentenschachtel von der Anrichte, wo sie hauptsächlich dazu dient, Jimmys morgendlichen Kater zu lindern. Früher war sie mal voll mit Kinderparacetamol und Wundpflastern.

Frank ist fünf Jahre älter als Jimmy, aber die beiden sehen sich so ähnlich, dass selbst ich von Weitem Mühe habe, sie auseinanderzuhalten. Sie sind gut über einen Meter achtzig groß, haben fast schwarzes Haar und auffällige blaue Augen. Man sagt, sie hätten die Augen ihrer Mutter, aber die habe ich nie kennengelernt. Beide tragen schäbige Cordhosen und dicke Hemden, über die sie gleich blaue Overalls ziehen werden, ihre Alltagsuniform. Im Dorf werden sie manchmal »die Zwillinge« genannt, aber nur im Spaß. Frank ist durch und durch der große Bruder.

»Was war denn mit 'ich trink nur noch aus, dann geh ich nach Hause'?«, fragt Frank mit einem Grinsen.

»Bier ist Gottes Lohn für einen Tag ehrliche Plackerei.«

»Steht das in der Bibel?«

»Falls nicht, sollte es drinstehen.«

»Wir sind gegen Mittag bei den Lämmern. Bis dann!«, ruft Frank mir zu, als die Brüder hinausgehen und noch immer lachend den Hof überqueren.

Jetzt, wo die Männer zum Melken sind und ich in der Küche freie Bahn habe, steht so einiges an Arbeit an. Die große Wäsche - die Overalls beider Brüder sind eingeweicht und warten am Scheuerbrett auf mich. Der Abwasch vom Frühstück. Ein Fußboden, der immerzu gefegt werden muss, egal, wie oft ich den Besen schwinge.

Stattdessen koche ich mir noch einen Kaffee, ziehe eine alte gewachste Jacke von Frank an und setze mich an den kleinen schmiedeeisernen Tisch mit Blick über unsere Weiden, bis meine Augen ihr Ziel finden: drei unterschiedlich hohe rote Schornsteine, die über das flirrende grüne Eichenlaub am Horizont ragen.

Meadowlands.

»Wie Risse in der Erde« ist einer dieser Romane, die ich in einem Rutsch durchgelesen habe und den ich, nachdem ich atemlos am Ende (was für ein Schluss!) angekommen war und mir die Nase geputzt hatte, sofort wieder von vorne anfangen wollte. Clare Leslie Halls Erzählkunst und brillante Figurenentwicklung haben mich komplett in den Bann gezogen. Es gibt so viele Momente und Wendungen in »Wie Risse in der Erde«, die mir den Atem verschlagen haben. Es ist eine Geschichte über Liebe und Loyalität, darüber, was Familien ausmacht und woran sie zerbrechen. Ein großes, unvergessliches Leseerlebnis.«

FELICITAS VON LOVENBERG,
VERLEGERIN

»Eine wunderschöne, zuweilen melancholische Geschichte über das Leben und die Liebe, über Familie und selbstlosen Zusammenhalt und das unsichtbare Band, welches Menschen zusammenhält. Eingebettet in bildreiche Naturbeschreibungen, entwickelt dieses Buch seinen ganz eigenen Sog, dem man nicht entkommen kann.«

JULIA HELLER,
ASSISTENTIN DER GESCHÄFTSFÜHRUNG

»Wie Risse in der Erde« ist ein Roman, der von der ersten Seite an zu Herzen geht. Die dramatische Geschichte von Beth und Gabriel nimmt einen gefangen: Man hofft, fühlt, leidet bis zur letzten Seite mit den beiden mit. In brillanter, bildreicher Sprache entstehen plastische Figuren, die einem ans Herz wachsen. Die Geschichte mehr als einer großen Liebe trifft den Nerv und wirkt noch lange nach dem Lesen nach.«

KATRIN ANDRES,
LEKTORAT

»Die Art und Weise, wie Clare Leslie Hall die raue Schönheit des Landlebens mit der herzzerreißenden Geschichte von wahrer und erster Liebe verwebt, ist unwiderstehlich. »Wie Risse in der Erde« ist für mich schon jetzt die fesselndste Lektüre des Jahres.«

KERSTIN BEAUJEAN,
PRESSELEITUNG

»So einen Roman gibt es nur selten: »Wie Risse in der Erde« hält jedem Vergleich mit den großen Erfolgen der letzten Jahre stand und hat doch gleichzeitig eine ganz eigene, großartige und originelle Stimme – genau das Buch, das prädestiniert ist, ein echter Leser:innen-Liebling zu werden!«

SABRINA ZINGG,
VERTRIEBSLEITUNG

»Was für ein umwerfender Roman! »Wie Risse in der Erde« und seine wundervoll gezeichneten Figuren haben mein Herz im Sturm erobert. Von der ersten Seite an verschwand beim Lesen die Welt um mich herum. Es ist eine Geschichte, die das Leben in all seinen Facetten zeigt: Schönheit und Schrecken, Geburt und Tod, Liebe und Verlust, Lust und Schmerz – die ganze verrückte Gleichzeitigkeit von Gegensätzen, die überwältigend sein kann. Ich bin Clare Leslie Hall zutiefst dankbar für eines der schönsten Leseerlebnisse meines Lebens.«

ANNE SCHARF,
LEKTORAT

»Ich bin absolut verliebt in diesen Roman! Gleich vom ersten Kapitel an hat man das Gefühl von großer Tragödie und verzweifelter Liebe, gepaart mit Verlust, Schuld und Verrat. Man erlebt die Figuren mit all ihren Fehlern und Schwächen, und doch leidet man zutiefst mit ihnen mit, während sie das Richtige tun wollen – und doch allzu oft scheitern.«

ANDREA MÜLLER,
PROGRAMMLEITUNG

FRÜHER 1955

Ich nehme gar nicht wahr, wo ich bin, weil ich vor mich hin träume, lauter romantische Szenarien im Kopf habe, in denen ich triumphiere. Ich sehe mich an einem Springbrunnen stehen, wo mir, untermalt von einem ganzen Streichorchester, eine leidenschaftliche Liebeserklärung gemacht wird. Ich lese zu dieser Zeit viel Austen und Brontë und neige zur Schwärmerei.

Ich muss wohl hinauf in den Himmel gestarrt haben, ganz in meinem Wolkenkuckucksheim gefangen, denn der Zusammenstoß kommt aus dem Nichts.

»He, was soll das!«

Der Junge, in den ich hineingelaufen, gegen dessen Schulter ich geprallt bin, ist kein Held. Groß, schlank, arrogant, wie ein jugendlicher Mr Darcy.

»Kannst du nicht aufpassen?«, sagt er. »Das hier ist Privatbesitz.«

Ich finde den Ausdruck »Privatbesitz« ziemlich lächerlich, erst recht, weil er in so einem knappen, geschliffenen Tonfall ausgesprochen wird. Die Wiese, auf der wir stehen, grün und hügelig, Eichen voller Blütenwolken, ist England in all seiner Pracht. Sie ist Keats, sie ist Wordsworth. Jeder sollte sich daran erfreuen können.

»Grinst du etwa?« Er sieht dermaßen entrüstet aus, dass ich fast lachen muss.

»Wir sind mitten im Nirgendwo. Außer uns ist hier weit und breit kein Mensch. Also was soll's?«

Der Junge starrt mich einen Moment lang an, ehe er erfasst, was ich gesagt habe. »Du hast recht. Gott. Was ist bloß los mit mir?« Er streckt die Hand aus, ein Friedensangebot. Nach kurzem Zögern ergreife ich sie. »Gabriel Wolfe.«

»Ich weiß, wer du bist.«

Er sieht mich erwartungsvoll an, will meinen Namen hören. Aber ich habe noch keine Lust, ihm den zu verraten. Ich habe schon einiges über Gabriel Wolfe gehört, den ach so gut aussehenden Jungen aus dem Herrenhaus, doch jetzt sehe ich ihn zum ersten Mal leibhaftig vor mir. Er hat ein gutes Gesicht: dunkle Augen, umrahmt von Wimpern, für die meine Freundinnen sonst was geben würden, welliges braunes



DER JUNGE STARRT MICH EINEN MOMENT LANG AN, EHE ER ERFASST, WAS ICH GESAGT HABE.

Haar, das ihm in die Stirn fällt, markante Wangenknochen, elegante Nase. Eine vornehme Art von Schönheit, könnte man wohl sagen. Aber er trägt eine Tweed-Hose, deren Beine er in Wollsocken gestopft hat. Eine Jacke aus demselben Tweed hängt ihm mit baumelndem Gürtel über den Schultern wie eine Art Cape. Altmännerkleidung. Er ist überhaupt nicht mein Typ.

»Was machst du denn hier?«

»Nach einem Plätzchen suchen, wo ich in Ruhe lesen kann.« Ich ziehe mein Buch aus der Manteltasche – ein dünnes Bändchen von Emily Dickinson.

»Oh. Gedichte.«

»Du klingst ein bisschen enttäuscht. P. G. Wodehouse ist wohl eher nach deinem Geschmack, was?«

Er seufzt. »Ich weiß, was du denkst. Aber da liegst du falsch.«

Ich lächle wieder, ich kann nicht anders. »Kannst du etwa Gedanken lesen?«

»Du hältst mich für einen hirnlosen feinen Pinkel. Einen Bertie Wooster.«

Ich lege den Kopf schief und mustere ihn. »Deine Aufmachung würde ihm jedenfalls gefallen, das musst du zugeben. Er würde sagen, die ist famos.«

Als Gabriel lacht, verändert ihn das völlig.

»Das ist die alte Angelhose von meinem Vater. Hab ich mir aus einer Kiste mit Zeug für den Wohltätigkeitsbasar geklaut. Wenn ich gewusst hätte, dass du sie so schrecklich findest, hätte ich sie nicht angezogen.«

»Machst du das gerade? Angeln, mein ich.«

»Ja, gleich da unten. Ich zeig's dir, wenn du willst.«

»Ich dachte, Gesindel wie mir wäre der Zutritt verboten.«

»Und genau deshalb musst du mitkommen. Ich war unhöflich und will es wiedergutmachen.«

Ich bleibe vor ihm stehen, unsicher. Ich möchte mich nicht auf etwas einlassen, aus dem ich schwer wieder rauskomme. Ich wollte doch bloß ein hübsches Plätzchen zum Lesen finden.

Er lächelt wieder, dieses Lächeln, das sein Gesicht verwandelt. Gut aussehend, selbst in den Klamotten seines Vaters. »Ich hab auch Kekse. Komm doch mit, bitte.«

»Was für Kekse?«

Gabriel zögert. »Mit Vanillecreme.«

Springbrunnen, Streichorchester. Ein See, Kekse. Der Unterschied ist gar nicht so groß.

»Tja, wenn das so ist ...«, sage ich, und so beginnt es.

1968

Von allen Jahreszeiten ist mir der Frühlingsanfang, wenn die Luft noch kühl ist und die Vögel loslegen und die Weiden voll mit Lämmern sind, schon immer die liebste gewesen. Bobby war ganz vernarrt in unsere Lämmer. Er fütterte die mutterlosen mit einer Flasche, die niemand sonst anfassen durfte, weil das doch sein Job war, und einmal schwänzte er sogar die Schule, um ihn zu erledigen. Er war ein ungestümer Junge, trug den ganzen Winter über kurze Hosen und keinen Mantel, selbst als die Schulleiterin ihn nach Hause schickte, um sich einen zu holen. Ein Sonnenschein, der so gerne sang, als er noch klein war, dass wir ihn Elvis nannten. Er war groß und mager und hatte braunes Haar, das abstand, genau wie das seines Onkels.

Jimmy hat das Transistorradio laufen. Ich höre es schon von Weitem, als ich zu unserer Wellblechscheune gehe. Die Beatles. »Hello, Goodbye« in voller Lautstärke.



ER BEGINNT ZU SCHLUCHZEN. »WEIN RUHIG«, SAGE ICH. »WEINEN HILFT.«

Nicht sehr ländlich, aber es hilft Jimmy offenbar gegen seinen Kater. Ich sehe ihn, als ich durch das Gatter oben an der Weide komme: Er hat eine Hand auf das Hinterteil eines Mutterschafs gelegt, schwingt die Hüften und wackelt mit dem linken Fuß.

»Wo ist Frank?«, frage ich, und Jimmy deutet die Weide hinunter.

Wir stehen beide da und schauen zu, wie mein Mann über den Zaun flankt. Einen kräftigen Arm auf die oberste Querstange gestützt, den Körper schwingvoll seitlich angewinkelt, springt er wie ein olympischer Hürdenläufer hinüber. Ich sehe ihn das fast jeden Tag machen, aber trotzdem erfüllt es mich mit einem leisen Glücksgefühl, diese kindliche Verspieltheit eines Mannes, dessen Leben von harter Arbeit bestimmt ist.

Er kommt mit energisch schwingenden Armen über die Weide auf uns zu. Selbst aus der Entfernung weiß ich, dass er wahrscheinlich vor sich hin pfeift. Hier ist Frank am liebsten.

Die meisten unserer Muttertiere haben bereits geworfen: Sechsendvierzig Lämmer sind auf der Weide und eine Handvoll noch im Stall. Bloß ein Flaschenlamm und eine Totgeburt. Frank und Jimmy kontrollieren die trächtigen Schafe, legen ihnen die Hände auf die Bäuche, um nach Steißlagen zu tasten, untersuchen die Hinterteile nach Geburtsanzeichen. Es ist vor allem eine Instinktsache; sie könnten es im Schlaf. Jimmy hat dabei ein sanftes Händchen, er plaudert mit den Tieren, während er

arbeitet, und gibt ihnen einen Keks, wenn er fertig ist. Frank ist immer in Eile, eine nicht enden wollende Liste von Aufgaben vor Augen, den Kopf übertoll.

»Wie sieht's aus? Können wir das Mütterkränzchen jetzt mal beenden und weitermachen?«, fragt Frank, und Jimmy verdreht die Augen.

»So ein Sklaventreiber, was?«, sagt er zu den Schafen.

Die Tiere haben eine lange, abfallende Weide zur Verfügung, aber sie verteilen sich nicht weit, sondern bleiben stets hier oben bei der Scheune. In etwa einer Woche werden die Lämmer unabhängiger sein, und dann fangen sie an, auf ihren wackeligen, staksigen Beinen in alle Richtungen zu springen. Die Phase, die Bobby am schönsten fand. Er war ein Farmjunge, er wusste, wie das lief, aber trotzdem brach es ihm jedes Jahr das Herz, wenn es Zeit wurde, seine Lieblinge für die Fahrt zum Markt zu verladen.

Ich weiß nicht, wer von uns das Bellen zuerst hört. Wir wirbeln herum und sehen einen großen hellbraunen windhundartigen Hund, einen sogenannten Lurcher, angerannt kommen.

Ein entlaufener Hund, kein Besitzer in Sicht, hat es auf unsere Lämmer abgesehen.

»Hau ab!« Frank versucht, den Lurcher zu stoppen. Er ist eins siebenundachtzig, breit und wütend, aber der Hund schießt einfach um ihn herum, mitten hinein in unsere Herde.

Die Schafe blöken, winzige Lämmchen schreien vor Angst, erst ein paar Tage alt, aber sie spüren die Gefahr. Der Hund schlägt blitzartig einen Haken. Augen schwarz, Zähne gebleckt, Körper vollgepumpt mit Adrenalin.

»Gewehr, Jimmy! Schnell!«, schreit Frank, und Jimmy rennt zur Scheune.

Frank ist schnell, stürzt mit wildem Geschrei auf den Hund zu, doch der ist flinker. Er schnappt sich ein Lamm, packt es am Hals, reißt ihm die Kehle auf. Das grauenhafte Rot des Blutes, ein purpurner Strahl, der aufs Gras spritzt. Ein Lamm, zwei, dann drei, Gedärme quellen heraus wie geopferter Eingeweide. Die Schafe stieben jetzt in alle Richtungen, stolpern blind vor Panik auseinander, lassen ihre Neugeborenen schutzlos zurück.

Ich renne kreischend hinter dem Hund her, versuche, die Lämmer einzusammeln, doch ich höre Jimmy brüllen: »Aus dem Weg, Beth. Weg da.«

Und dann zieht Frank mich plötzlich so fest in die Arme, dass ich gegen seine Brust gepresst werde, das Donnern seines Herzschlags spüre. Ich höre den Schuss und dann noch einen und das jähe wütende Schmerzensgeheul des Hundes. Es ist vorbei.

»Verdammte Scheiße«, sagt Frank, hält mich auf Armeslänge, sieht mir forschend ins Gesicht, eine Hand an meine Wange gelegt.

Wir drei gehen zu dem Hund hinüber, rufen nach den Schafen, versuchen, sie zu beruhigen. »Kommt her, Mädchen!«, aber sie zittern und blöken und halten weiten Abstand zu den drei toten Lämmern.

Wie aus dem Nichts, wie eine Fata Morgana, kommt ein Junge über die Weide gelaufen. Klein und mager, in kurzen Hosen. Vielleicht zehn Jahre alt. »Mein Hund«, ruft er.

Seine Stimme klingt süß und hell.

»Scheiße«, sagt Jimmy genau in dem Moment, als das Kind den blutigen Fellhaufen sieht und schreit: »Ihr habt meinen Hund umgebracht.«

Dann ist sein Vater da, keuchend und schwitzend, aber kaum anders als der Junge, den ich kannte. »Um Gottes willen, ihr habt ihn erschossen.«

»Ging nicht anders.« Frank zeigt auf die zerfleischten Lämmer.

Ich glaube, Gabriel hat keine Ahnung, wer Frank ist oder zumindest, mit wem er verheiratet ist, doch dann dreht er sich um und erblickt mich. Ganz kurz huscht Panik über sein Gesicht, bevor er sich wieder im Griff hat.

»Beth«, sagt er.

Aber ich ignoriere ihn. Niemand kümmert sich um den Jungen. Er steht bei seinem Hund und hält sich die Hände vor die Augen, als wolle er das Grauen ausblenden.

»Komm mal her.« Ich bin im Nu bei ihm, meine Hände auf seinen Schultern. Und dann knie ich mich vor ihn und schließe ihn in die Arme. Er beginnt zu schluchzen.

»Wein ruhig«, sage ich. »Weinen hilft.«

Er sinkt gegen mich, heult jetzt hemmungslos, ein Junge in kurzen Hosen in meinen Armen.

Und so beginnt es von Neuem.



03.
APR
2025

CLARE LESLIE HALL

WIE RISSE IN DER ERDE

Aus dem Englischen übersetzt von
Ulrike Wasel und Klaus Timmermann

Hardcover mit Schutzumschlag

416 Seiten

24,00 € (D) 24,70 € (A)

ISBN 978-3-492-07334-9

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum
Erscheinungstermin auf [piper.de/leseexemplare](https://www.piper.de/leseexemplare) oder
schreiben Sie eine E-Mail an: sales_reader@piper.de
(BuchhändlerInnen), press@piper.de (Presse)

CAMILLA BARNES

KEINE KLEINIGKEIT

Vielleicht würde Alan Bennett so schreiben, wenn er eine Frau wäre, oder Mariana Leky, wenn sie aus England käme. »Keine Kleinigkeit« jedenfalls ist eine hinreißende comedy of manners, ein Sittenstück und ein tragikomischer Familienroman, ein literarisches Juwel von einer neuen englischen Stimme, Camilla Barnes, die von einem exzentrischen alten Paar erzählt und ihren zwei leidgeprüften Töchtern Miranda und Charlotte.

Mit »Boswell«, ihrer alten Tiefkühltruhe, sind sie vor zwanzig Jahren nach Frankreich gezogen: Mirandas Vater, pensionierter Philosophie-Professor aus Oxford, der keiner Diskussion aus dem Weg geht. Und ihre Mutter, die jede Gelegenheit nutzt, über den Krieg zu sprechen, den sie ja selbst nie erlebt hat. Nach fünfzig Ehejahren haben die beiden Alten die ein oder andere Eigenart entwickelt, und die Besuche bei ihnen stellen für Miranda immer öfter eine emotionale Herausforderung dar. »Ich könnte sie beide umbringen«, schreibt sie dann nach den Wochenenden an ihre Schwester Charlotte. Doch eigentlich empfindet sie keine Wut, jedenfalls nicht nur, sondern Mitgefühl und Liebe, vielleicht? Und natürlich fragt sie sich, ob es nicht einen tieferen Grund für die Widerspenstigkeit ihrer Mutter gibt.



BIOGRAFIE

Ich bin 1969 geboren und in England aufgewachsen, habe in London Kunst und Design studiert und bin dann nach Frankreich gezogen, um in der Modeindustrie zu arbeiten. Eine zufällige Begegnung brachte mich in Paris in Kontakt mit dem Theater und der Kostümbildneri. In den vergangenen dreißig Jahren war ich Regisseurin, Produzentin, Tournee-Managerin, Fotografin und Bühnenbildnerin – ich war eigentlich alles, was man am Theater sein kann, außer Schauspielerin. Vor zehn Jahren begann ich, englische Stücke (*Hamlet*, *The War of the Roses*, *Black Comedy*) und Filme (*The Guilty*) ins Französische zu übersetzen und zu adaptieren. Als Tournee-Managerin habe ich viele Stunden damit verbracht, in den Kulissen zu sitzen und dem Geschehen auf der Bühne und den Reaktionen des Publikums zu lauschen. Als Tochter, Schwester und Mutter habe ich noch mehr Zeit damit verbracht, bei Gesprächen in der Familie dem Unausgesprochenen zu lauschen.

»Keine Kleinigkeit« war anfangs ein Bühnenstück, doch weil ich mit dem ersten Entwurf unzufrieden war, erweiterte ich die Dialoge zu einem Roman, wobei ich so nah wie möglich am gesprochenen Wort blieb – das ist auch der Grund dafür, warum die Handlung von verschiedenen Stimmen erzählt wird.

Mir geht es dabei auch um die Kluft zwischen den Generationen: Wir beurteilen andere aufgrund von falsch oder lückenhaft erinnerten Ereignissen und unvollständigem Wissen und sind dabei überzeugt, dass wir recht haben und die anderen sich irren müssen. Mein Buch handelt nicht von Engländern, die in Frankreich leben. Auch nicht von Shakespeare und dem Theater und ganz bestimmt nicht von Lamas, Katzen oder Enten – auch wenn sie alle eine wichtige Rolle spielen.

Es ist das Porträt eines exzentrischen, schon lange verheirateten Paares, das von seiner boshaft witzigen Tochter beobachtet wird. Die wiederum von ihrer Tochter beobachtet wird. Wie Oscar Wilde sagte: »Alle Frauen werden zu ihren Müttern. Das ist ihre Tragödie. Die Männer nicht. Das ist ihre.« Können wir es vermeiden, wie unsere Eltern zu werden? Können wir ihre Fehler vermeiden, die uns so eklatant erscheinen? Oder sind wir dazu verurteilt, im Alter von unseren eigenen Kindern verlacht zu werden?

Das Buch handelt auch von unserer Unfähigkeit, einen anderen Kurs einzuschlagen. Wir entscheiden uns früh im Leben für einen bestimmten Weg und sind dann zu stur oder zu stolz, uns und den anderen einzugestehen, dass wir falschlagen – oder dass wir uns einfach etwas anderes wünschen.

Indem ich mit fünfundfünfzig Schriftstellerin geworden bin, hoffe ich bewiesen zu haben, dass es nie zu spät ist, zu einem neuen Abenteuer aufzubrechen.



LESEPROBE

Die Abende in La Forgerie folgten einem von Dad diktierten Drehbuch. Er fand das Leben mit anderen Menschen kompliziert und unbegreiflich; um mit ihren unsinnigen Konstrukten umgehen zu können, orientierte er sich strikt an den gesellschaftlichen Werten von früher. Nachdem er die Regeln für das Abendessen einmal festgelegt hatte, hielt er sich immer daran, sogar wenn er allein war und Brombeerbüsche gerodet hatte. Zum Abendessen musste man sich umziehen – man konnte anziehen, was man wollte, aber es musste etwas anderes sein als das, was man vorher getragen hatte. Es gab von ihm gemixte Drinks, und sie hießen immer Drinks, bei Mum auch Drinkies, und nie Aperitif. Wenn ihm irgendwas einfiel, das gefeiert werden musste – und meist fiel ihm etwas ein –, schenkte er Champagner aus. Dazu gab es eine obligatorische Konversation, für die er seine Hörgeräte trug und manchmal sogar einschaltete. Vor dem Abendessen musste er »die Enten versorgen«. Dazu ging er mit einem Topf voll altem, kleingeschnittenem Brot in den Garten, schüttelte den Topf und quakte leise. Nach einer Weile ertönte ein antwortendes Quaken, und dann kamen acht weiße Enten mit wippenden Köpfen aus dem Gestrüpp und watschelten zu ihrem eleganten Haus. Es war eine Miniaturversion von La Forgerie, aus dem gleichen cremefarbenen Stein gebaut und sogar mit einem Fenster, Fensterläden und elektrischem Licht versehen. Auf dem Schieferdach stand eine stylische, verrostete Wetterfahne. Dad schaltete das Licht an, ließ die Enten hinein und folgte ihnen, um ihren Wassernapf zu füllen und die Brotstückchen hineinzugeben. Die Enten warteten ein, zwei Minuten, bis das Brot sich vollgesaugt hatte. Sobald sie zu fressen begannen, ging Dad hinaus und schloss die Tür, ließ das Licht aber brennen. Das nannte er ihre »Lesezeit«. Später, vor dem Pudding, kehrte er zum Entenhaus zurück, machte das Licht aus und wünschte ihnen allen eine gute Nacht. Er sagte immer – zu den Enten, zu jedem, der es hören wollte, oder einfach zum Nachthimmel: »Tu aus das Licht, und dann tu aus das Licht.«

Das Abendessen bestand aus Vorspeise und Hauptgang, dann gab es – sobald er im Entenhaus das Licht

gelöscht hatte – Käse und Pudding oder nur Pudding. Für jeden Gang wurden neues Geschirr und Besteck aufgelegt. Dad gab das Fleisch oder den Fisch auf, und Mum servierte das Gemüse. Mum machte Braten, wenn sie fand, dass Dad es verdient hatte, und Schmortopf, wenn er wieder in Standard-Unnade gefallen war. Wenn er richtig verschissen hatte, gab es Fisch, und wenn sie Tintenfisch auf den Tisch brachte, wusste man, dass die Dinge wirklich schlecht standen. Am einen Tischende saßen Mum und Juno, am anderen Dad und Hodge. Der Gast (d.h. ich) saß zwischen ihnen, gewissermaßen am Netz, und reichte warme Teller wie heiße Tennisbälle hin und her. Die Katzen sahen stumm zu, zählten aber zweifelsohne im Kopf die Punkte. Im Winter brannten Kerzen. Es wurden, unabhängig von der Jahreszeit, große Mengen Wein getrunken. Wenn wir uns zur Vorspeise setzten, war die Unterhaltung wegen der »Drinkies« schon ein bisschen konfus, und beim Pudding zitierte Mum dann französische Gedichte, während Dad, aus dessen einem Ohr das Hörgerät baumelte, mit einem schmerzlichen, aber unerschütterlichen Lächeln an die Decke starrte.

Heute gab es Fleisch, aber nicht am Stück – wir befanden uns also nur eine Stufe vor dem Verschissenhaben. Dad fischte im Topf und löffelte Fleisch, Haut, Knochen und das ein oder andere Knorpelstück auf meinen Teller, den ich dann an Mum weiterreichte, damit sie Gemüse dazulegte.

Sie gab mir ein Extrastück Brokkoli und eröffnete die Kampfhandlungen. »Ich muss euch von Oxford erzählen. Und von Bicester! Wusstest du, dass deine Schwester jetzt in einem Lesekreis ist?« Ich sagte nichts; Mum würde die Frage für mich beantworten. »Ich auch nicht!«, fuhr sie fort, »wenigstens hat sie nicht angeboten, mich dahin mitzunehmen. Ich hatte ohnehin zu viel zu tun.«

Sie hatte sich darauf gefreut, alte Freundinnen wiederzusehen, doch es war ermüdend und deprimierend gewesen. Mum hatte gedacht, sie würde sie so vorfinden, wie sie beim letzten Mal, vor Jahren, gewesen waren, doch sie waren allesamt älter, schütterer

und dicker geworden. »Aber die müssen ja auch in Oxford leben, nicht? Kein Wunder.« Ich wies darauf hin, dass es schlimmere Orte gab – ganz zu schweigen davon, dass sie viele Jahre lang sehr zufrieden dort gelebt hatte. »Ach, all diese düsteren neugotischen Häuser mit ihren riesigen zugigen Räumen. Keine Badezimmer und grässliche Gärten voller Araukarien. Ich hab das Haus, in dem wir gewohnt haben, schon immer gehasst.«

»Aber wir hatten keine Araukarie, sondern eine Buche.«

»Nein, es war eine Araukarie.«

Ich war bereit zu verhandeln. »Eine Araukarie und eine Buche?«

Von Verhandlungen hielt Mum nichts. Lieber wechselte sie das Thema. »Damals standen nicht so viele Häuser zum Verkauf, man musste nehmen, was man kriegen konnte. Es waren andere Zeiten.«

Dad, der bis jetzt geschwiegen hatte, stürzte sich auf diese letzte Bemerkung. »Natürlich. Sonst wären sie ja die Gegenwart.«

Mum tat, als hätte sie das nicht gehört. Wenn man sich mit Dad auf eine Diskussion einließ, konnte man nur verlieren.

«Wie gesagt«, fuhr Mum fort und fertigte Dad mit einem Handwedeln ab, »es waren andere Zeiten.«

»Anders«, sagte Dad. »Nicht unbedingt schlimmer. Nur anders.«

Mum hatte inzwischen gewendet und war wieder bei den Bäumen. »Im Vorgarten des Hauses meines Großvaters stand definitiv eine Araukarie. Nicht dass ich je da gewesen wäre.« Sie schloss die Augen und dachte, die Hand am Weinglas, eine Weile darüber nach. Ich konnte förmlich sehen, wie ihre Gedanken sich in die Vergangenheit richteten, über den Krieg, den sie nicht erlebt hatte, hinaus und weiter zurück bis zu dem davor. Sie öffnete wieder die Augen. »Es war tragisch – er hatte eine glänzende Zukunft.«

Wenn Mum vom Krieg sprach, dann immer mit einer Spur Frustration: Sie hatte die aufregenden Zeiten verpasst. Sie war in der damaligen britischen Kolonie Süd-Rhodesien geboren, doch nach Kriegsende, als sie noch ein Kleinkind gewesen war, war die Familie nach England zurückgekehrt. Sie hatte keinerlei Erinnerungen an Afrika und war nie mehr dort gewesen. Als sie klein gewesen war, hatten die Leute endlos



**ICH
HABE
ALICE EIN
GEBURTSTAGS-
GESCHENK
GEKAUFT,
SAGTE MUM.
EINEN SEHR
SCHÖNEN
MANTEL, GUTE
QUALITÄT.
NICHT DASS
SIE SICH
BEDANKT
HÄTTE.**



WENN ICH
NICHT TAUB,
SONDERN
BLIND WÄRE,
WÜRDEST DU
DICH NICHT
SO ÜBER
MICH LUSTIG
MACHEN.

über kühne Heldentaten, den täglichen Kampf ums Überleben, die Flüchtlinge, die gewaltigen Zerstörungen und den Endsieg geredet. Selbst Dad hatte ihr in dieser Hinsicht etwas voraus: Er war 1941 in London geboren und konnte behaupten, sich an den Bombenkrieg zu erinnern. Ihr dagegen war nur das langweiligste Zeug geblieben: Wiederaufbau, Rationierung, das Grau der Fünfzigerjahre. England war kleiner, ärmer, düsterer; ein Weltreich im Niedergang. In ihrer enttäuschenden Familie gab es keine Geschichten über Heldentaten, keine Onkel waren mit dem Fallschirm über dem besetzten Frankreich abgesprungen, keine Brüder waren gefallen. Dafür musste sie zurück bis zum ersten Krieg.

»Gallipoli. Jemand hat mir gesagt, dass es jetzt Gelibolu heißt, aber das ist lächerlich. Es heißt natürlich Gallipoli. Das ist so, als würde man sagen, dass Salisbury in Wirklichkeit Harare, oder wie auch immer sie es nennen wollen, ist. Das war nie so und ist auch jetzt nicht so.«

»Ich glaube, es war nicht so, aber jetzt ist es so«, sagte Dad. »Du bist in Salisbury geboren, der Hauptstadt des damaligen Rhodesien, aber wenn du dorthin fliegen würdest, würdest du in Harare landen, der Hauptstadt des jetzigen Zimbabwe.«

»Ich verstehe nicht, warum man so was ändern sollte – was macht es schon für einen Unterschied?«

»Für sie oder uns?«, fragte Dad. »Was ist mit Ostdeutschland?«

»Was steht in deinem Pass, Mum? Salisbury oder Harare?«

»Die DDR«, sagte Dad. »Ich bin mal da gewesen, aber ich könnte nicht dorthin zurück, oder?«

»Also, Mum«, sagte ich. »Rhodesien oder Zimbabwe?«

»Hört auf, ihr beiden, ihr bringt mich ganz durcheinander. Ich wollte dir von deinem Großvater erzählen – nein, ich meine, von meinem Großvater, deinem Urgroßvater. Ganz egal, wie das heute heißt – als er da war, hieß es Gallipoli, und sie wurden am Strand natürlich schrecklich zusammengeschossen. Sie nannten es eine amphibische Landung, und darum musste ich, als ich klein war, immer an Molche denken. Er war so jung. Wie gesagt, es war tragisch. Ich glaube, meine Mutter hat das nie verwunden. Sie hat ihn angebetet.«

Darüber dachte ich eine Weile nach. Ich kannte die Geschichte. 1915: Urgroßvater wird mit den Hampshires an die Dardanellen geschickt, überlebt die ganze absurde Aktion ohne einen Kratzer, während der Rest der Männer dahingeschlachtet wird. Man zieht sich zurück und bringt ihn wieder nach Hause, aber auf dem Schiff bekommt er eine Bauchfellentzündung und stirbt bei seiner Ankunft in England. Ich hatte diese Geschichte nie einer genauen Prüfung unterzogen oder gar infrage gestellt. Wie konnte meine Großmutter ihren Vater »so sehr geliebt« haben, wenn er kurz nach seiner Rückkehr aus Gallipoli gestorben war? Da musste sie noch ein Baby gewesen sein.

»Wie alt war sie damals?«, fragte ich.

»Sechzehn oder siebzehn. Es war in den dreißiger Jahren.«

»In den Dreißigern?« Ich rechnete nach. »Aber du hast doch gesagt, er kam aus Gallipoli zurück und ist auf dem Operationstisch gestorben.«

»Ja, genau.«

»Ach, ich verstehe - du meinst: ,Er kam aus Gallipoli zurück und ist - Komma - zwanzig Jahre später - Komma - auf dem Operationstisch gestorben.« Langes Schweigen. Mum sagte nichts. »Dad?«, fragte ich.

»Was sagst du dazu?«

Er hatte den letzten Teil der Unterhaltung gehört.

»Ich glaube, die Kommas sind nicht zwingend erforderlich.«

Nach der Niederlage bei Gallipoli suchte Mum Deckung hinter den Bäumen. »Trotz der Araukarien war es früher ganz schön. Oxford, meine ich. Da gab es noch nicht all diese Banker aus London. Und die Studenten hatten viel mehr Klasse. Ihr solltet sie jetzt sehen! Popmusik bei den *May Balls*! Zu meiner Zeit gab es anständige Musik, und es wurde anständig getanzt. Der Partner hielt einen im Arm, und das war etwas ganz Besonderes. Nicht dass dein Vater je getanzt hätte - er hat seine Pfeife geraucht und ein Buch gelesen. Und sie brauchen die ganze Zeit Kaffee, aber nicht einfach Kaffee, sondern alle möglichen komplizierte Arten von Kaffee in riesigen Bechern, an denen sie nuckeln. Auf der Straße. Sie sitzen auf dem Bürgersteig. Damals konnte man nicht ohne Hut und Handschuhe in die Stadt. Ich hatte einen wunderschönen Blazer, pflaumenfarben, mit goldenen Paspeln. Und eine dazu passende Hose ...«

Sie sprach nicht weiter und stellte das Weinglas ab. Plötzlich war sie sich nicht mehr so sicher. »Oder war das in der Schule? In Oxford hatte ich gar keinen Blazer, oder?« Sie nahm einen weiteren großen Schluck und begab sich wieder auf sichereres Terrain. »Jedenfalls konnte man in der Stadt nicht Kaffee trinken. Tee natürlich schon, in den Tea Rooms an der High Street - wie hießen die noch mal? Es fällt mir gleich wieder ein. Es gab das Mitre, falls man was Alkoholisches trinken wollte, aber das wollte ich nicht, damals nicht.« (Dad, halblaut: »Sie hat seitdem beträchtlich aufgeholt.«) »Und es gab ein Café im Kino, das damals Ritz hieß, nicht Odeon. Für Haushaltswaren gab es Shergold - da hab ich einen hellblauen Nachttopf gekauft, für Charlotte. Den habe ich noch immer. Ich ziehe darin meine Tomatensetzlinge, und sie gedeihen prima. Wenn man Olivenöl wollte, musste man in die Apotheke gehen - sie haben es in winzige Flaschen abgefüllt, und es war irrsinnig teuer. In der Markthalle war ein Stand, wo man ausländische Sachen kaufen konnte - Avocados und Anchovis und so weiter. Aber nirgendwo konnte man Kaffee trinken. Das wollten wir natürlich auch gar nicht.«

»Vielleicht wusstet ihr nur nicht, dass ihr es wollen könntet«, sagte ich.

»Du klingst wie dein Vater.« Sie schenkte sich nach.

»Willst du nicht deinen Brokkoli essen?« Mein Teller war ein Durcheinander aus Innereien und halbgaarem Gemüse. »Er ist aus dem Garten! Es ist mein Brokkoli, du musst ihn essen.«

Das wollte Dad nicht durchgehen lassen. »Du hast aber gesagt, es ist Mirandas. Willst du nicht deinen Brokkoli essen?«, hast du gesagt. Es kann aber nicht ihr und dein Brokkoli sein.«

Mum verdrehte entnervt die Augen. »Er ist auf ihrem Teller. Oder denkst du vielleicht, es ist dein Teller, nicht ihrer?«

»Es ist eindeutig mein Teller, aber ich leihe ihn ihr für eine gewisse Zeit, für das Abendessen. Und wenn es dein Brokkoli ist, sollte sie ihn nicht essen, finde ich. Ja, Miranda« - seine Augen funkelten, und ich sah, dass er Schwung in die Sache bringen wollte -, »sich verbiete dir, den Brokkoli deiner Mutter zu essen.«

»Und wenn ich ihn ihr schenke?«, sagte Mum. »Ich schenke ihn ihr. Es war meiner, aber jetzt gehört er ihr.«



**WEDER
WITZIG NOCH
INTELLIGENT
– GENAU DAS,
WAS DEINER
SCHWESTER
GEFALLEN
WÜRDE.**

Ganz gleich, wem der Teller gehört.«

Mum sah Dad fragend an. Er erwog das Argument sorgfältig und sprach das Urteil.

»Der Brokkoli ist in unserem Haus, auf unserem Esstisch, daher gehört sowohl der Teller als auch der Brokkoli uns. Aber wenn Miranda ihn isst, gehört er, sobald sie ihn geschluckt hat, ihr.«

»Bitte, Miranda, lass das Fleisch liegen, wenn du es nicht magst, aber iss den Brokkoli, damit er endlich Ruhe gibt.«

Ich hatte gehofft, dass Mum etwas über ihre Hüfte sagen würde, doch obwohl die Akustik im Esszimmer so schlecht war, wollte sie in Dads Anwesenheit nicht darüber sprechen. Vor fünf oder sechs Jahren hatte sie ein künstliches Hüftgelenk bekommen, und zwar in Frankreich, und man hatte ihr gesagt, dass die andere Seite in der nahen Zukunft dran sein würde. Wenn ich sah, wie sie sich bewegte, war mir klar, dass wir in der nahen Zukunft angekommen waren, doch Mum war in dieser Frage recht heikel. Sie hatte es nur Charlotte gegenüber erwähnt, die die offizielle Hausärztin war, mir dagegen hatte sie nichts gesagt (ich war die Künstlerin, Charlotte die Wissenschaftlerin). Ich wusste, dass Charlotte vor Mums Besuch einen Arzttermin für sie vereinbart hatte, konnte das in Dads Anwesenheit aber nicht zur Sprache bringen. Außerdem wusste Mum nicht, dass ich davon wusste, und Charlotte hatte mir eingeschärft, nichts zu sagen.

Ich kaute mein letztes Stück halbgaren Brokkoli und fragte Mum, ob sie sich in Oxford mit Alice getroffen habe. In Frankreich waren im September noch Semesterferien, und ich wusste, dass Alice zur selben Zeit wie Mum dort gewesen war.

»Oh ja, und es war komisch, sie in England zu sehen – normalerweise treffe ich sie ja nur in Paris. Sie sieht sehr französisch aus, nicht?«

»Das ist eigentlich nicht so überraschend, schließlich ist sie ja Französin. Ihr Vater jedenfalls ist Franzose. War.«

Betretenes Schweigen. Über Alices Vater wollten sie nicht sprechen. Charlottes Ex-Mann war ebenfalls tabu. Schändlich fanden sie aber nicht unbedingt die Männer, sondern vielmehr die Unfähigkeit ihrer Töchter, diese Männer zu halten. Das gehörte zu unseren zahlreichen Mängeln, und das

Thema blieb im Familiengefrierschrank unter Verschluss.

»Ich hab Alice ein Geburtstagsgeschenk gekauft«, sagte Mum. »Einen sehr schönen Mantel, gute Qualität. Nicht dass sie sich bedankt hätte.«

»Aber es war schön mit ihr?«

»Es war anstrengend, aber ja, ich glaube, es war schön. Und ich habe Charlotte besucht – sie war ja zur Abwechslung mal zu Hause. Normalerweise fliegt sie gerade in der Welt herum, wenn ich komme.«

»Das ist ja auch ihr Beruf: Sie muss in der Welt herumfliegen.«

»Stewardess ist ein Beruf? Tee ausschenken, meinst du.«

»Heutzutage sagt man ‚Flugbegleiterin‘. Und sie ist keine Flugbegleiterin. Das weißt du ganz genau.«

»Sie hat eine Uniform und ein Namensschildchen.«

»Das war vor fünfunddreißig Jahren, Mum. Ein Sommerjob, da war sie zwanzig. Sie ist noch immer bei British Airways, aber in der Personalabteilung. Das weißt du doch. Sie ist Koordinatorin oder Administratorin oder Beraterin, irgend so was.«

»Sie hat diese grässlichen kleinen Feuchttücher verteilt, die nach künstlicher Zitrone riechen.«

»Sie verdient wahrscheinlich doppelt so viel wie Dad damals. Und wenn diese Tücher verteilt werden, greifst du immer gern zu.«

»Natürlich. Man weiß ja nicht, wann man mal eins braucht. Also, wie gesagt: Wir sind ins Theater gegangen, Charlotte hatte die Karten besorgt. Sie hat wirklich einen eigenartigen Geschmack. Es war ein schreckliches Stück, eine reine Zeitverschwendung.«

Dad meldete sich mit einem Husten zurück. »Ist es besser, gute Plätze in einem schlechten Stück zu haben als schlechte Plätze in einem guten Stück?«

»Und ich habe Marmite mitgebracht«, fuhr Mum fort. Ich konnte mir nicht verkneifen, sie darauf hinzuweisen, dass man Marmite auch in Paris bekam. Der Supermarkt gegenüber von meinem Haus hatte es im Sortiment. »Ja, kann sein – aber es ist nicht dasselbe, nicht? Ich meine, das Etikett sieht vielleicht gleich aus, aber fürs Ausland tun sie andere Sachen hinein. Reicht das Fleisch für ein zweites Abendessen, oder wollt ihr noch vielleicht noch etwas davon?«

CAMILLA BARNES

KEINE KLEINIGKEIT



ROMAN

PIPER

27.
FEB
2025

CAMILLA BARNES

KEINE KLEINIGKEIT

Aus dem Englischen von Dirk van Gunsteren

Hardcover mit Schutzumschlag

256 Seiten

24,00 € (D) 24,70 € (A)

ISBN 978-3-492-07316-5

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum
Erscheinungstermin auf [piper.de/leseexemplare](https://www.piper.de/leseexemplare) oder
schreiben Sie eine E-Mail an: sales_reader@piper.de
(BuchhändlerInnen), press@piper.de (Presse)

30

TOBIAS SCHLIGEL

LEICHTES HERZ UND SCHWERE BEINE



LEICHTES HERZ UND SCHWERE BEINE

MIT MAMA AUF DEM JAKOBSWEG

TOBIAS SCHLEGL



ERNSTHAFT? MIT DEINER MUTTER?



Liebe Leserinnen und Leser,

»Ernsthaft? Mit deiner Mutter?« Diese ungläubige Reaktion habe ich in letzter Zeit ziemlich oft gehört. Sich einen Monat freizuschaukeln, um auf große Wanderschaft zu gehen – dafür erntet man anerkennendes Nicken. Aber einen Monat ununterbrochen mit der eigenen Mutter unterwegs zu sein, das sorgt für Erstaunen.

Ehrlich gesagt, ich wusste vorher auch nicht, ob wir uns nicht die Köpfe einschlagen würden. Die ganze Sache war auch nicht meine Idee, sondern ihre. Ihr Leben lang hat sie davon geträumt, den Jakobsweg zu gehen. Schließlich habe ich begriffen, dass ich der Einzige bin, der ihr diesen Traum erfüllen kann – und dass wir es tun müssen, bevor es zu spät ist. Mit 73 ist man schließlich nicht mehr die Jüngste.

Zugleich habe ich eine große Chance erkannt: Die Möglichkeit, meine Mutter noch einmal ganz anders kennenzulernen. Sie jenseits ihrer Mutterrolle zu erleben. Gespräche zu führen, für die sonst nie Zeit zu sein schien. Inzwischen weiß ich, dass viele die Sehnsucht teilen, den eigenen Eltern im Erwachsenenalter noch einmal nahezukommen. Fragen zu stellen, die einem sonst niemand beantworten kann. Zeit miteinander zu verbringen. Die besondere Verbindung zu spüren.

Deshalb dieses Buch. Ich möchte dazu ermutigen, solche Vorhaben nicht länger aufzuschieben. Möchte allen zurufen: Schnappt euch eure Eltern und unternimmt etwas zusammen! Es muss ja nicht gleich der Jakobsweg sein.

Bei uns war es nun der berühmte Camino. Spätestens seit Hape Kerkeling weiß jeder, was für eine Herausforderung dieser Weg bedeutet. Auch mich hat er an meine Grenzen gebracht, zumal Wandern bislang nicht meine Leidenschaft war. Warum diese Reise meine Mutter und mich trotzdem so sehr begeistert hat, dass wir einige Monate danach nochmal zusammen losgezogen sind, können Sie auf den folgenden Seiten nachlesen. Ich wünsche Ihnen dabei viel Vergnügen!

*Herzlich
Ihr Tobias Schlegl*

LESEPROBE

Tag 1 - 13. September Pamplona (Null km)

Etagenbett an Etagenbett. Weiße Matratzen in schwarzlackierten Metallgestellen. Es quietscht, wenn ich mich auf die andere Seite drehe. An der Wand, neben der Steckdose, klebt eine Zahl: Die Schlafplätze sind durchnummeriert, von 1 bis 120. Wir haben die 65 und 66 ergattert.

Albergue Municipal de Peregrinos - Iglesia de Jesus y Maria: eine Herberge für 120 Menschen in einem riesigen Raum, der sich über zwei Etagen erstreckt. Einst war das hier das Schiff einer Kirche, viel Luft also, auch über uns im Gewölbe, und trotzdem schnürt es mir den Atem ab. Nicht wegen der Körperausdünstungen der anderen, nein, es riecht seltsamerweise klinisch, vor allem nach Insektenspray, vermischt mit Desinfektionsmittel. Unsere Plätze liegen auf der oberen Ebene, stehen wir vom Bett auf, können wir über ein Geländer nach unten schauen. Ich hatte vor zu duschen, bin aber rückwärts wieder raus. Nach Geschlechtern getrennte Waschräume gibt es nicht. Als ich die Tür öffnete, hoben drei nahezu nackte Damen ihre Köpfe und schauten mich an, mit großen Bitte-Bitte-Augen, wie der gestiefelte Kater in Shrek. Bitte, bitte, geh wieder. Ich habe ihnen den Wunsch umgehend erfüllt.

Gerede und Rufe hallen zu uns nach oben. Ich bin hundemüde, weiß aber nicht, wie ich bei dieser Lautstärke einschlafen soll. Auch Ohrstöpsel helfen nicht.

Die Anreise vom Flughafen Pamplona zur Herberge war chaotisch. Erst haben wir die Bushaltestelle nicht gefunden, dann standen wir auf der falschen Straßenseite und stiegen schließlich zu spät aus, sodass wir wieder zurückfahren mussten. Der Busfahrer hatte kein Erbarmen und ließ uns für zwei Stationen noch mal den vollen Preis zahlen. Obwohl meine Mutter tapfer auf ihn eingeredet hat - auf Deutsch. Er antwortete unbeirrt - auf Spanisch.

Ich frage mich, warum ich mir das antue - Wandern gehört wirklich nicht zu meinen Leidenschaften.

Es gibt darauf nur eine Antwort: Ich tu's für meine Mutter. Es ist ihr Traum, schon immer gewesen. Der Jakobsweg. Der echte. Der Camino Francés.

Sieglinde weiß natürlich, dass sie nicht mehr die Jüngste ist. Wenn, dann muss es jetzt passieren, bevor ihr Körper irgendwann nicht mehr mitmacht. Dabei kenne ich wenige 73-Jährige, die so fit sind wie meine Mutter. Ich bin sicher, sie wird mir davonlaufen. Sie hat lediglich eine Herzinsuffizienz ersten Grades, weshalb der Hausarzt empfohlen hat, die drei Pyrenäen-Tage am Anfang des Wegs zu überspringen und in Pamplona zu starten.

Mehr als 700 Kilometer sind es von hier bis Santiago de Compostela. 700 Kilometer, auf denen ich hoffe, meine Mutter besser kennenzulernen. Sie wieder kennenzulernen. Zum ersten Mal kennenzulernen. Einen Fragenkatalog habe ich nicht dabei. Ich möchte es einfach geschehen lassen, Zeit mit ihr verbringen. Das ist mein Antrieb, deshalb bin ich ihre Begleitung. Ich habe schon oft das Gefühl gehabt, dass ich gar nicht richtig weiß, wer sie eigentlich ist, abseits ihrer Rolle als Mutter. Was sie antreibt, wie sie früher war, welche Träume sie hatte und welche davon noch übrig sind.

Mal keine Themen beiseiteschieben, offen sein. Reden und zuhören. Da sein. Das will ich. Nur wir zwei, ohne Ablenkung und kurze Zeitfenster. Es ist eine einmalige Chance. Hätte ich sie nicht genutzt, würde ich mir das später immer vorwerfen.

Und so haben wir uns aufgemacht, zwei - trotz der gemeinsamen Vergangenheit - ziemlich unterschiedliche Menschen in einer Schicksalsgemeinschaft, mit einer gewaltigen Aufgabe vor sich.

Und gleich am ersten Tag in der Herberge im Kirchenschiff habe ich Angst, mir einen Fußpilz oder Schlimmeres einzufangen. Ich hasse Bettenlager. Aber ich komme nicht drumherum; Sieglinde ist eine sparsame Frau, sie will keine 70 Euro für ein Hotelzimmer ausgeben. Das könnte sie sich zwar leisten, aber die Sammelunterkunft kostet nur elf Euro pro Nacht. Und sie braucht »diesen Luxus« nicht.

Was mich angeht, bin ich mir da nicht so sicher. Ich bin verwöhnt. Hatte schon mit 17 Jahren eine EC-Karte, und seitdem kommt immer Geld aus dem Automaten. Morgen geht es richtig los. Und ich weiß, es wird wehtun. 24 Kilometer bis Puente la Reina. Ich hoffe, ich übernehme mich nicht. Ich hoffe, meine Mutter übernimmt sich nicht. Ich bin ihre Begleitung, ich muss auf sie aufpassen.

Bevor wir uns hier einquartiert haben, wurden wir übrigens abgewiesen. An der ersten Unterkunft, die wir in Pamplona vollgeschwitzt aufgesucht haben. Es war die Casa Paderborn - ein kleines Haus mit 26 Betten. Die Herberge hatte noch genau einen Platz frei. Diesmal hat Sieglinde den Shrek-Kater gemacht. Bitte, bitte lass mich hierbleiben. Sie war fertig vom Tag. Um 2.30 Uhr aufstehen. Flieger nach Pamplona. Buschaos. Durch die Stadt irren. Sie wollte das Zimmer. Sich ausruhen und ihre Müsliriegel knabbern. Es wäre okay für mich gewesen. Meine Mutter war schon mit einem Fuß über die Türschwelle. Aber dann hat sie mir ins Gesicht gesehen. Zwei Sekunden. Und gesagt:
»Nein, wir machen das gemeinsam.«

Tag 6 – 18. September
Torres del Río - Logroño (20,2 km)

Ich bin benommen, höre Stimmen von weit weg. Als ich die verklebten Augen öffne und das Handy unter meinen Kopfkissen hervor ziehe, ist es 5.30 Uhr. Hatten die zwei Ladys aus Kanada nicht gesagt, dass sie um sechs Uhr aufstehen wollten, mit uns zusammen? Ich möchte nicht, dass sie merken, dass ich wach bin. Bleibe zur Wand gedreht und pule ein Oropax aus dem Ohr, um zu hören, was los ist. Eine der beiden sagt in säuerlichem Ton: »Oh, yes, this was the most horrible night of my life. Never again!« Die andere antwortet: »Yes! Never again are we going to sleep in a room for four!« Sie packen in Windeseile. Die Tür fällt ins Schloss. Stille. Ich bin völlig baff. Was, bitte schön, war denn



700 KILOMETER, UM MEINE MUTTER NEU KENNENZU- LERNEN



UND JETZT HAB ICH KEINE LUST MEHR, DARÜBER ZU REDEN



diese Nacht so »horrible«? Ich habe herrlich geschlafen. Wir waren doch nur zu viert und alle haben sich tadellos benommen. Die sollen mal in einem Zwölf-Personen-Schlafsaal unterkommen. Oder, noch besser, in der Jesus-y-Maria-Herberge in Pamplona. Meine Mutter streckt sich und steht auf.

»Die Kanadierinnen haben gesagt, die vergangene Nacht sei so grässlich gewesen. Was meinten die denn?«, frage ich.

»Na, dich. Du hast so laut geschnarcht. Ich wollte dich schon wecken.«

Bitte? Ich kann es nicht fassen. Ich schnarche doch nicht! Und wenn, dann kann ich nichts dafür. Das Fenster stand die Nacht auf kipp und ungewohnt kalte Luft zog herein. Ich habe tatsächlich etwas gefroren, in meinem leichten Schafsack. Und von Kälte bekomme ich sofort eine Schnupfnase, damit fällt dann das Atmen schwer. Aber wie verwöhnt sind diese Ladys denn? Die hatten doch Ohrstöpsel drin! Wir halten es seit Tagen mit zahlreichen Schnarchern in einem Raum aus. Und die drehen nach erst einer Erfahrung so am Rad? Ich bin enttäuscht. Sie schienen so nett zu sein. Ich will gar nicht wissen, was Sue und Ruth ihren Freunden in Kanada über uns erzählen. Wie sie die Geschichte nach und nach dramatisieren. »These terrible Germans, especially the son.«

Vielleicht bin ich auch nur so angefasst, weil die beiden eine Wahrheit ans Licht gebracht haben, die ich bislang weit von mir gewiesen habe. Ich schnarche auch... O Gott. Ab jetzt sollte ich meine Beschwerdelautstärke gegenüber den Mitpilgern etwas leiser drehen.

Wir verlassen die Region Navarra und erreichen La Rioja, das wichtigste Weinanbaugebiet Spaniens. Meine Mutter pflückt verbotenerweise ein paar dunkelblaue Trauben und steckt sie in den Mund.

Ein Hirte kommt auf uns zu, er hält einen langen, verzierten Holzstock in der Hand. Hinter ihm mindestens hundert Schafe, gefolgt von einem Hirtenhund. Brav trotten sie in Sechserreihen hintereinander her. Sie kommen ganz nah, bäugeln uns neugierig.

»Biblisches!«, ruft meine Mutter.

Wir haben beide seit einer Weile unseren Gedanken nachgehängt, als Sieglinde auf einmal sagt: »Ich weiß, dass meine Zeit abläuft.« Sie guckt mich nicht an.

»Wenn wir uns jetzt ein neues Auto kaufen würden, dann wüsste ich, dass es mein letztes wäre. Oder: eine neue Matratze.«

»Eine Matratze?«

»Ich glaube, man soll die alle acht Jahre wechseln. Wahrscheinlich wäre es dann also meine letzte Matratze.«

»Meine Matratze hält, ehrlich gesagt, schon länger.« Sie rollt mit den Augen. »Ach, ich merke einfach, wie die Zeit rennt, mein Lebenszeitfenster immer enger wird. Freunde und Verwandte sterben um einen herum. Weg. Für immer.«

Deshalb hat sie sich nach Lara auch keinen neuen Hund geholt. Sie will nicht, dass der Hund sie und Papa eventuell überlebt und dann plötzlich allein ist. Umgekehrt wäre es auch schlimm: Noch einen Hund, der vor ihren Augen stirbt - das würde sie einfach nicht ertragen.

»Aber dafür hat man doch auch viele schöne Zeiten, intensive Erinnerungen, die bleiben.« Ich bin überzeugt davon, dass ein neuer Hund ihr viel Lebensfreude geben würde. Und gesunde Bewegung sowieso. Es muss ja nicht sofort sein, aber vielleicht bald.

Sie winkt ab. »Tobias. Ich kann das nicht mehr.«

Es fällt mir nicht leicht, dieses Gespräch zu führen. Ich will ihre Worte über den Tod eigentlich nicht hören. Will den Gedanken nicht zulassen, dass meine Eltern sterben könnten. Aber natürlich, das werden sie. Irgendwann. Dabei tut es schon weh, sie altern zu sehen. Erst werden die Haare grauer und die Frisuren kürzer, dann lässt das Sehvermögen nach und das Gehör. Mama und Papa werden schwächer. Schnell müde. Sind von vielen Situationen überfordert.

Ich beobachte meine Mutter neben mir. Sie atmet schwer. Jeder Anstieg ist für sie ein Kraftakt.

»Hast du Angst vor dem Tod?«, bringe ich schließlich über die Lippen.

Sie zuckt nicht mal mit der Wimper. »Als ich jünger war, hatte ich mehr Angst. Aber klar, das ist schon etwas Unheimliches. Ich möchte ja leben. Angst habe ich eher davor, WIE es passiert.«

»Wenn du die freie Auswahl hättest, was würdest du dir denn wünschen?«

»Ich hoffe, dass ich einfach umkippe, wenn ich sterbe. Wenn ich in einem Pflegeheim lande, würde ich mir die Kugel geben. Dann lieber hier auf dem Pilgerweg umfallen.«

»Bitte nicht.« Ich lache. Ein Lachen, von dem etwas im Halse stecken bleibt bei der Erinnerung an die Geschichte von dem Alten neulich, für den jede Hilfe zu spät kam.

»Und jetzt hab ich keine Lust mehr, darüber zu reden«, reißt sie mich aus dem Gedanken und wechselt das Thema: »Hast du gleich etwas zum Waschen? Wenn wir da sind, will ich im Zimmer die Wäsche machen.«

Im Alltag hätten wir das Thema Tod so niemals angeschnitten. Es wird gerne verdrängt, auch in unserer Familie. Ziemlich absurd eigentlich, dass ich beruflich die entgegengesetzte Richtung eingeschlagen und die Konfrontation mit Gevatter Tod gesucht habe: Ausbildung zum Notfallsanitäter. Ein Einsatz zur Rettung Geflüchteter auf dem Mittelmeer. Teil eines Kriseninterventionsteams, das sich um Menschen kümmert, unmittelbar nachdem sie schlimme, schicksalhafte Situationen erlebt haben, Not- und Unglücksfälle etwa. Erste Hilfe für die Seele. Ich bin manchmal auch dabei, wenn Todesnachrichten von der Polizei überbracht werden. Der Tod ist in meinem Blaulichtleben allgegenwärtig. Und trotzdem bleibt es eine Riesenherausforderung, mit der eigenen Mutter darüber zu reden. Erst der Camino hat die Nähe geschaffen, die das möglich machte.

Zuerst sehen wir einen Paw-Patrol-Luftballon. Dann gleitet SpongeBob um die Ecke, gefüllt mit Helium. Es ist Weinfest in Logroño, und wir sind mittendrin. Ein Straßenmusiker singt Liebeslieder: »For I can't help falling in love with you ...« Das klingt gut. Seine dunkle Stimme trifft mich, hebt mein Herz, erleichtert die Gedanken. Es fühlt sich an, als schwebten meine Wanderschuhe einen Zentimeter über dem Asphalt. Der King lebt also doch noch, sieht nur ein bisschen anders aus. Schwarze Haut, brauner Strohhut und eine goldene Uhr.

Viele Einwohner und Einwohnerinnen tragen ein weinrotes Halsband zu weißem Hemd oder weißer Bluse - sie sehen aus wie die Klischee-Spanier in den Asterix-Comics. Leben pulsiert, obwohl Sonntag ist. Vielleicht weil Sonntag ist.

Meine Mutter und ich gönnen uns ein Eis. Eine Kugel Tiramisu für sie und eine Kugel Oreo für mich.

»Nur im Moment sein. Das gelingt hier so gut!«, sagt sie.

Dann schweigen wir und genießen. Schließlich stehe ich auf und hole mir noch eine Kugel. Ich habe auf dem Camino so einen Heißhunger auf Süßes bekommen. Als würde mein Körper dauerhaft nach einer Belohnung, nach Kompensation schreien. Einverstanden, Du quälst mich gerade so richtig, sagt er, aber zum Ausgleich musst du unentwegt Zucker in mich hineinschütten. Und hinter meinem Rücken schmunzelt mein Zahnarzt und zückt das Kuvert mit dem Kostenvoranschlag.

Tag 17 – 29. September
Frómista - Carrión de los Condes (18,7 km)

Die Nacht verlief ein bisschen speziell. Wir sind wieder einmal in einem französischen Bett gelandet, ganz in Weiß gehalten, mit einer Matratze so schmal, dass es ohne Weiteres auch als Einzelbett durchgegangen wäre. Eine Decke, ein Kissen. Und wir beide am Wälzen.

Meine Mutter schläft viel früher ein als ich und wacht auch nicht mehr auf. Ich bin nach wie vor eine Schlafmimose, ist die Situation ungewohnt, schlafe ich schlecht. Mit Mama im Ehebett: ungewohnt hoch zehn. Ich fand also erst spät in den Schlaf und bin schon lange vor ihr wach.

Ich betrachte sie. Wie sie da neben mir liegt und vor sich hinschlummert. Mein Herz ist weich. Wie unglaublich nah wir einander schon gekommen sind. Ich spüre bereits jetzt, dass diese Reise etwas zwischen uns verändert hat. Eine neue Bindung entstanden ist. Ich verstehe meine Mutter besser. Ich habe mehr Respekt vor ihr gewonnen. Und ich habe erkannt, dass ich sie bisher recht einseitig betrachtet habe. Sie ist viel witziger als ich dachte. Abenteuerlustiger. Zugänglicher. Sie lässt mich hinter ihre Fassade blicken, zeigt sich verletzlich – oder einfach glücklich. Das gefällt mir sehr.

Wind im Gesicht. Gegenwind. Und Regen, zum ersten Mal richtig heftiger Regen. Am Himmel türmen sich dicke, dunkelgraue Wolken. Ich fühle mich wie an der Nordsee. Wir kommen kaum voran. Den Anglerhut habe ich mir tief ins Gesicht gezogen und die Kapuze drübergezogen. Sieglinde vergräbt ihr Gesicht hinterm Kragen der Jacke, die Kapuze so eng geschnürt, dass man sie kaum noch erkennen

kann. Jetzt beschleicht mich endgültig das Gefühl: Ich hab keinen Bock mehr.

Seit Stunden gehen wir an einer Schnellstraße entlang. Autos und Lkws donnern an uns vorbei. Es reicht. Kann bitte jemand eine Woche vorspulen? Ich spiele mit dem Gedanken, meine Mutter zu schnappen, in einen Bus zu steigen und nur noch die letzten hundert Kilometer zu wandern. Diese Strecke am Ende reicht aus, um die heilige Compostela zu bekommen, die Pilgerurkunde, die meiner Mutter so viel bedeutet. Wieder eine sehr gute Kirchen-PR-Idee: Belohnung schon für minimale Anstrengung, um möglichst viele anzusprechen.

Aber meine Mutter hat den Ehrgeiz, das hier durchzuziehen. Sich einen schlanken Fuß zu machen, würde sich anfühlen wie eine Niederlage. Ich kann sie verstehen.

Wir kommen wieder durch mehrere ausgestorbene Orte. Kein Lädchen, nirgends. Sieglinde hat schlechte Laune, weil sie sich nach einem Kaffee sehnt. Und mir fehlt mein tägliches Schokocroissant.

Es arbeitet in uns, denn uns beiden ist klar: Vor uns liegen fünf extrem harte Tage. Gleich fünf Mal müssen wir knapp dreißig Kilometer laufen, sonst sind wir nicht rechtzeitig zum Rückflug in Santiago. Meine Mutter meinte bei der Vorbereitung unseres Trips: »Man muss sich langsam einlaufen. An den ersten Tagen nicht zu viel zumuten!« Dafür werden wir uns von jetzt an leider einiges zumuten müssen. Dreißig Kilometer sind echt viel. Aber einen Tag nur zehn oder fünfzehn Kilometer zu laufen wie zu Beginn, können wir uns nicht mehr leisten.

Im Gegensatz zu mir ist meine Mutter keine, die groß jammert. Sie akzeptiert ihr Schicksal zumeist stoisch. Heute allerdings hat sie schon ein paar Mal erwähnt, dass ihr rechter Fuß weh tut.

»Vorher war der Schmerz auszuhalten, aber jetzt zieht er dauerhaft das Bein hoch.«

Ich schaue sie an. Das ist nicht gut.

Auf einer Parkbank zieht sie ihre Schuhe aus und ich darf ihren Fuß begutachten. Ich traue mich kaum, es ihr zu sagen, aber das Gelenk ist geschwollen. Gottseidank gehen wir heute nur an die 18 Kilometer. Danach muss sie den Fuß sofort hochlegen und kühlen, lautet die Verordnung ihres Leibarztes Dr. Schlegl.

Wenn sich das nicht bessert, könnte es unser ganzes Unterfangen zum Scheitern bringen. Jetzt, wo es drauf ankommt, ist sie nicht fit. Sie ist ganz und gar nicht »eingelaufen«, sondern hat ordentlich Schlagseite. War alles umsonst? Endet dieses Tagebuch hiermit?

Denn die Gesundheit geht immer vor. Unser tollkühner Plan stand von Beginn an auf wackeligen Beinen. Bleiben wir gesund, bis zum Abflug? Kommen berufliche oder familiäre Dringlichkeiten dazwischen, die uns zum Bleiben zwingen? Es grenzt schon an ein Wunder, dass wir beide überhaupt losfliegen konnten und bisher ungefähr 300 Kilometer geschafft haben. Ein Mittvierziger und eine über 70-Jährige, die relativ blauäugig in dieses Abenteuer geschlittert sind. Und es bleibt die Frage: Halten wir den gesamten Weg durch? Es fehlen eben noch 400 Kilometer, noch nicht einmal Halbzeit. Und das zieht mich ordentlich runter.

Wir schmieden einen Notfallplan. Wenn die Schmerzen morgen zu groß sein sollten, muss Sieglinde mit dem Bus oder dem Taxi vorausfahren. Schmerzmittel schlucken, sich hochpushen wie ein Profi-Fußballer vor dem Pokalfinale, will meine Mutter auf keinen Fall - und das ist auch gut so. Damit sollte man nicht so weit vor dem Ziel schon anfangen. Entweder es geht oder eben nicht.

Morgen habe ich Geburtstag. Schon vorab bekomme ich ein unverhofftes Geschenk. Zur Feier des Tages habe ich Sieglinde und mir ein ruhiges Zimmer mit Badewanne in einer kleinen Pension reserviert, für 65 Euro. Als wir in Carrión de los Condes ankommen, stellt sich heraus, dass wir ein kostenloses Upgrade erhalten haben: aus dem Zimmer ist ein Apartment geworden, aus der Badewanne ein Whirlpool. Juhu!

Wir müssen beide lachen, als die Rezeptionistin uns das Zimmer mit Hilfe einer Übersetzungs-App zeigt. Bitte kein Gel ins Blubberwasser, steht auf dem Handydisplay. Duschgel in den Whirlpool und wir können im Apartment eine Schaumparty schmeißen. Klingt verlockend.

Als ich meine Mutter frage, ob wir nicht im Whirlpool in meinen Geburtstag reinfeiern wollen, antwortet sie nur: »Du bist doch bescheuert!«

Naja, wir hätten eh keinen Champagner gehabt, um das Ganze stilecht zu zelebrieren.



03.
APR
2025

TOBIAS SCHLEGL
LEICHTES HERZ UND SCHWERE BEINE

Mit Mama auf dem Jakobsweg

Klappenbroschur

224 Seiten

18,00 € (D) 18,50 € (A)

ISBN 978-3-492-06529-0

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum
Erscheinungstermin auf [piper.de/leseexemplare](https://www.piper.de/leseexemplare) oder
schreiben Sie eine E-Mail an: sales_reader@piper.de
(BuchhändlerInnen), press@piper.de (Presse)

40

SUE HINCENBERGS
VERY BAD WIDOWS



SUE HINCENBERGS

VERY BAD WIDOWS



INTERVIEW

Wie geht es Ihrem Mann?

Da muss ich erst einmal lachen. Er lebt ... noch.

In ihrem großartigen Roman entscheiden drei Freundinnen, dass das Mittel der Wahl für ihren sorglosen Ruhestand in Florida der Auftragsmord an ihren Ehemännern ist, um an deren Lebensversicherung zu gelangen. Wie sind Sie auf diese Idee gekommen?

In seinen Zwanzigern und Dreißigern wird man ständig gefragt, wann man heiraten und eine Familie gründen wird. Aber sobald die ersten Falten auftauchen, ändert sich das. Dann heißt es plötzlich: Wann geht ihr denn in den Ruhestand? Und aus unterschiedlichen Gründen wird es heutzutage immer schwieriger, einen solchen Ruhestand auch zu finanzieren. Mir kam irgendwann der Gedanke, dass man ja in einer schrecklichen Sackgasse steckt, wenn man diesbezüglich keinen Plan hat. Und welche Möglichkeiten einem in diesem späten Lebensabschnitt noch bleiben, um an eine größere Menge Geld zu kommen – von einem Lottogewinn einmal abgesehen. Irgendwann kam dann noch die Frage hinzu, was ein Ehemann eigentlich Schlimmes anstellen müsste, um in seiner Frau den Wunsch zu wecken, ihn zu töten.

Außerdem sind mein Mann und ich wirklich mit drei Pärchen befreundet, die wir vor zwanzig Jahren über die sportlichen Aktivitäten unserer Kinder kennengelernt haben. Wir haben viel Spaß zusammen, die Dynamik zwischen uns bildet sozusagen den Grundstock der in dem Buch beschriebenen Freundschaften. Und das brachte mich zu der Frage, wie sich das alles wohl verändern würde, wenn einer von uns stirbt.

Immer, wenn man denkt, nun ohne man, was geschehen könnte, und atemlos die Handlung verfolgt, überraschen Sie die Leser:innen! Wie kommen Sie auf diese vielen genialen Wendungen?

Manchmal kamen die auch für mich überraschend. Dann hatte ich eine bestimmte Idee, und während ich schrieb, trieb mich ein Impuls plötzlich in eine vollkommen andere Richtung. Sobald ich ihm nachgab, merkte ich dann, dass es so eigentlich viel lustiger ist.

Selten haben wir so gelacht beim Prüfen eines Manuskriptes. Es finden aber auch ernstere Themen wie etwa Armut im Ruhestand Einzug in Ihre Geschichte. War Ihnen das ein Anliegen?

Es freut mich immer wahnsinnig, wenn ich höre, dass der Roman die Menschen zum Lachen bringt. Es sollte eine lustige und temporeiche Geschichte werden, aber auch gewitzt und mit Herz. Deshalb habe ich mich den Fragen gewidmet, die wir uns an einem gewissen Punkt im Leben alle stellen: Habe ich mich für den richtigen Partner entschieden? Kann ich es mir leisten, in den Ruhestand zu gehen?

Hören die Freunde irgendwann auf zu arbeiten und man selbst kann sich das nicht leisten, ist das bestimmt schwierig. Vor allem, wenn man dann auch noch das Gefühl hat, vom Partner im Stich gelassen zu werden. Aber die Paare im Roman haben zumindest ihre Freundschaft, aus der sie viel Kraft schöpfen – und viel Freude. Wer nicht weinen kann, sollte wenigstens lachen!

Auch das späte Eheleben wird in Ihrem Roman ebenso klug wie böse porträtiert. Von welchem Ehepaar im Roman können wir am meisten lernen?

Das ist eine wirklich schöne Frage, und eines der Paare in dem Buch geht seine Ehe auf eine sehr gute Art an. Aber ich denke, das wird der Leserin und dem Leser im Laufe der Geschichte selbst klar, und ich möchte hier nicht spoilern.

Es ist ihr Romandebüt. Was haben Sie zuvor gemacht?

In Bezug auf das Schreiben bin ich wohl eine Spätentwicklerin. Ich habe drei Söhne großgezogen und war lange beim Fernsehen. Viele Jahre lang habe ich für die führende Morning Show hier in Kanada gearbeitet, dann habe ich mich auf Livesendungen im Bereich Musik spezialisiert. Dieser Job war extrem abwechslungsreich und wurde nie langweilig, außerdem bin ich dadurch vielen fantastischen Menschen begegnet. Trotzdem war im kreativen Bereich bisher nichts so erfüllend wie das Schreiben dieses Buches.

Wie fühlt es sich an, dass Ihr Manuskript Ihnen erst von Agenturen und dann von Verlagen aus aller Welt aus den Händen gerissen wurde?

Das ist ein herrliches und fast schon surreales Gefühl. Als Debütautorin habe ich so viele Stunden allein an meinem Schreibtisch verbracht, ohne zu wissen, ob etwas Gutes dabei herauskommen würde. Das ist ja nicht wie in der Buchhaltung, wo am Ende der Spalte ein eindeutiges Ergebnis erscheint. Ich selbst habe gelacht und geweint, je nach Kapitel, aber woher sollte ich wissen, ob die Geschichte außer mir noch jemandem gefallen würde? Irgendwann schickte ich sie schließlich in die Welt hinaus, und dann eine solche Reaktion zu bekommen, das war schon toll. Ich weiß noch, wie ich vollkommen verblüfft vor dem Spiegel stand, mir selbst ins Gesicht sah und dachte: Es hat tatsächlich funktioniert!

Haben Sie schon neue Ideen für weitere Romane?

Ja. Diesmal ging es um Menschen im letzten Abschnitt einer Ehe, nächstes Mal beschäftige ich mich mit dem Mittelteil: Vierziger mit Kindern.

Sie haben deutsche Wurzeln. Waren Sie schon einmal in Deutschland, und was verbinden Sie mit diesem Land?

Zunächst einmal: Meinem Mann ist bisher noch kein Schnitzel untergekommen, das er nicht gemocht hätte. Meine Schwiegermutter stammt aus Breslau, also aus dem heutigen Polen. Sie ist nach dem Zweiten Weltkrieg nach Kanada ausgewandert und hat dort meinen Schwiegervater kennengelernt und geheiratet, der

gerade erst aus Lettland immigriert war. Ihre Schwestern sind ihr später mit ihren Familien nach Kanada gefolgt. Eine unserer Cousinen gibt an unserem örtlichen deutschen Kulturzentrum Deutschkurse, und ich freue mich schon sehr darauf, Maria-Luise und Gabi dieses Buch in ihrer Muttersprache präsentieren zu können. Der Bruder meines Schwagers hat sogar eine Deutsche geheiratet; Katarina und er leben jetzt in Berlin.

Als Teenager war ich einmal in Berlin, noch vor dem Mauerfall. Die Erinnerungen daran sind auch heute noch sehr präsent. Besonders ein Bild hat sich mir eingebrannt: Ein Vater, der auf einer selbstgebauten Plattform auf einer Seite der Mauer stand und zu seiner Tochter auf der anderen Seite hinübergerufen hat. Und das merkwürdige Gefühl, als wir am Checkpoint Charlie die Grenze überquert haben. Am 9. November 1989 habe ich wie gebannt vor dem Fernseher gesessen. Außerdem war ich schon in Frankfurt und München und habe einige schöne Tage in Heidelberg verbracht ... Aber das geht wohl jedem so, oder nicht?

Wer ist Ihr heimlicher Held in der Geschichte?

Mein persönlicher Held ist Hector. Seine umfangreiche Geschichte, seine Vielseitigkeit und seine ganz spezielle Motivation sind einfach wundervoll.

Wie möchten Sie Ihren Ruhestand verbringen?

Wann immer ich mich mit dieser Frage beschäftigt habe, tauchte das Schreiben in der Antwort auf. Ich spiele weder Golf noch bin ich ein Fan von Gartenarbeit. Reisen sind etwas Schönes, zumindest eine Zeit lang. Aber wenn ich darüber nachgedacht habe, was ich denn so tagtäglich tun würde, wenn ich genügend Zeit hätte, habe ich mich immer vor dem Computer gesehen, an einem Schreibtisch mit einer hübschen Aussicht. Kurz vor meinem Sechzigsten dachte ich mir dann, vielleicht sollte ich diesen Plan langsam mal in die Tat umsetzen, und so ist schließlich dieses Buch entstanden. Inzwischen habe ich meine Karriere beim Fernsehen beendet und verbringe den Großteil meiner Zeit an einem Schreibtisch mit einer hübschen Aussicht.

Vielen Dank für das Interview!

LESEPROBE

1

Pam leckte sich das Salz ihrer Margarita von den Lippen, sah sich an ihrem Terrassentisch um und überlegte, welcher ihrer Freunde wohl als Erster abtreten würde. Es war keine Vorahnung, in dieser Hinsicht war sie einfach etwas morbide. Außerdem war sie bereits auf den Abschlussfeiern sämtlicher Kinder dieser drei Paare gewesen und hatte mit allen ihre Eltern begraben; in dieser Lebensphase war es also logisch, dass die eigenen Beerdigungen als nächstes anstehen könnten. Soweit sie das sagen konnte, standen die Chancen, ins Gras zu beißen, bei allen acht ungefähr gleich gut. Wenn sie sich allerdings aussuchen könnte, wen es zuerst traf, würde sie sich wohl für Andre entscheiden.

Mit einem gezielten Schlag zerquetschte sie eine Mücke an ihrem Hals. Um die Citronella-Kerzen auf dem Tisch und die am Geländer aufgehängte Lichterkette schwirrten noch mehr herum; ihr Summen kämpfte mit den Grillen und Van Morrison darum, die Begleitmusik zum Essen anzuführen. An schwülen Abenden wie diesen hätten Pam und ihre Freundinnen eigentlich in ihrem Salzwasserpool planschen und Cocktails schlürfen sollen, während ihre Männer sich im Whirlpool ein Bier gönnten. Aber dieses Haus hatten sie ja verkaufen müssen.

Pam warf Hank über die restlichen Burger und Maiskolben hinweg einen prüfenden Blick zu. Im Dunkeln wirkte er beinahe wieder attraktiv. Die Tischplatte verbarg seinen Bierbauch, die Schatten seine Hängebacken. Sie suchte in seinen Zügen nach dem Mann, den sie geheiratet hatte, aber den gab es schon lange nicht mehr. Manchmal vermisste sie ihn.

»Gibst du uns noch eine Runde, Babe?«

So durfte er sie nicht mehr nennen, weshalb sie ihm einen finsternen Blick zuwarf, der ihm allerdings vollkommen entging. Schweigend stemmte sie sich von dem abgewetzten Polster hoch und holte vier tropfende, kalte Flaschen aus der Kühlbox. Hank nahm sein Bier entgegen, drehte den Verschluss ab und warf ihn in ihre Hortensienbüsche. Als Larry, Andre und

Dave es ihm nachmachten, nahm Pam sich vor, diesen Müll am Morgen zusammenzusuchen.

Nun wandte sie sich erst mal dem Krug mit den Margaritas zu. Das musste man Hank lassen – er machte die besten Margaritas der Welt. Pam gab Eiswürfel in die Gläser ihrer Freundinnen, leerte den Krug und stieg über ihren schlafenden Hund hinweg. Selbst in der halbdunklen Küche war die feuchte Julihitze noch so stark, dass alles an ihr klebte. Nachdem sie den Kühlschrank geöffnet hatte, genoss sie einen Moment lang die austretende Kälte, bevor sie Shalissas Schokoladenmousse-Käsekuchen herausholte und damit wieder nach draußen ging.

»Nance! Nance!« Larry fiel seiner Frau ungehemmt ins Wort. »Wie hieß der noch gleich ...?«

Das tat Larry oft: Nancy dazu nötigen, dass sie ihr Gehirn nach Details durchforstete, die zu merken er sich selbst nicht die Mühe machte. Als wäre es ihr Lebensinhalt, für ihn das wandelnde Lexikon zu spielen. Nancy nannte ihm den Namen des High School Mathelehrers und wandte sich dann wieder ihrem Gespräch mit Marlene zu. Schweigend verschob Pam einige Sachen auf dem Tisch, um Platz für den Nachtschiff zu schaffen.

Inzwischen deutete Dave mit dem Kopf auf die Gläser, deren Spielkarten- und Würfelaufdruck mit Kondenswasser überzogen war. »Nette Kasinogläser, Hank. Hast dich wohl wieder im Merchandisinglager bedient, was?«

Grinsend schüttelte Hank den Kopf. »Neuer Eigentümer, neues Logo. Die sollten weggeworfen werden, also habe ich sie als Andenken mit nach Hause genommen.« Mit einem schelmischen Zwinkern fügte er hinzu: »Ich würde doch niemals die Hand beißen, die uns füttert!« Die vier Freunde stießen mit ihren Bierflaschen an und tranken.

Leicht gereizt runzelte Pam die Stirn. Diese Kerle. Denen war jede Ausrede recht, um anzustoßen – nun also auf das Kasino, obwohl zwei von ihnen nicht einmal dort arbeiteten. Was kam als nächstes? Ein Schlückchen auf Larrys Bank und Andres Kurierdienst? Also wirklich.

Dave wischte sich mit dem Handrücken über den Mund und richtete seine Aufmerksamkeit dann auf den Kuchen. »Wow, der sieht aber toll aus, Pammy.« Im Licht der Kerzen schien sein Lächeln noch mehr zu strahlen, und für einen Moment stockte Pam der Atem. Sie hatte ganz vergessen, wie gut er aussah; diese Lachfältchen um seine Augen. Genau, das war heute anders an ihm. Nicht das feine Grau an seinen Schläfen, das Pam gerade erst aufgefallen war. Nein, er schien heute beinahe glücklich zu sein. Ihr Blick huschte zu Marlene hinüber. Lief bei den beiden etwa wieder etwas? Marlene hatte den Mädels zwar gesagt, dieser Zug sei abgefahren, wie bei ihnen allen. Aber vielleicht war sie ja eingeknickt und verschaffte ihrem Mann nun doch wieder ein wenig Spaß. Dave riss sie aus ihren Gedanken, indem er fragte: »Ist das etwa Schokolade?«

Andre antwortete: »Na klar. Den haben wir mitgebracht.«

Typisch Andre, die Lorbeeren für sich einzuheimsen. Pam betonte: »Shalisa hat ihn gemacht.«

Sie legte Dave sanft die Hand auf die Schulter, als sie ihm ein Stück anbot. Dass ihr alter Freund zurück war, freute sie, verwirrte sie zugleich aber auch. Wenn es denn wirklich eine solche Veränderung gab. Wieder sah sie zu Marlene hinüber, die gerade kichernd mit Nancy zusammensaß. Vielleicht hatten Dave und sie tatsächlich wieder Sex. Sie würde später bei Marlene nachfragen.

Andre wollte keinen Kuchen und warf Shalisa, als diese ein Stück nahm, über seine Gleitsichtbrille hinweg einen mahnenden Blick zu. »Schatz, das muss doch nicht sein.«

Ruckartig hob Pam den Kopf. Sie hörte, wie Marlene leise nach Luft schnappte; sah, wie Nancy betroffen zusammenzuckte. Die drei Freundinnen beobachteten stumm, wie Shalisa den aufsteigenden Ärger unterdrückte. Scheinbar ruhig bedachte sie ihren Mann mit dem Blick, der früher für die Tratschtanten reserviert gewesen war, die sie mit der Frage traktiert hatten, warum sie keine Kinder bekam. Daran erkannte Pam, dass Andre mit diesem Kommentar etwas ausgelöst hatte, das er nun nicht mehr aufhalten konnte, auch wenn ihm das selbst nicht bewusst war. Stumm wickelte sich Shalisa einen ihrer feinen Zöpfe um den Finger. Sie starrte ihren Ehemann unverwandt an,

»
**ICH
WÜRDE
DOCH
NIEMALS
DIE HAND
BEISSEN,
DIE UNS
FÜTTERT!**





**KEIN
WUNDER,
DASS WIR
NIE GELD
HATTEN, WENN
ER STÄNDIG
ALL DIESE VER-
SICHERUNGS-
PRÄMIEN
ZAHLEN
MUSSTE.**

während sie ihren Schokomousse-Käsekuchen bis auf den letzten Krümel verputzte.

Pam beobachtete das, und plötzlich glaubte sie eine Veränderung wahrzunehmen; irgendetwas lag in der Luft. Später räumte sie die Teller zusammen und musterte noch einmal ihren Mann und die Menschen, mit denen sie seit drei Jahrzehnten befreundet waren. Wieder ging ihr die Frage durch den Kopf, wer von ihnen als Erster sterben würde.

Zwei Tage später sollte sie es erfahren.

2

Hank war es, der Daves Leiche fand.

Am Montagmorgen stand Pam am Fotokopierer von Dutton Realty und war wie hypnotisiert von dem Nadelstich-Lichtstrahl, der von links nach rechts wanderte. Sie war bei der neunzigsten Kopie, die ihr Chef brauchte, als ihr Telefon summt.

Es war eine SMS von Hank: Marlene und die Kinder dürfen nicht nach Hause gehen.

Was hatte Pam damit zu tun, wohin Marlene ging? Sie kratzte wahrscheinlich Plaque von den Zähnen von jemandem drüben in der Stone Bridge Road. Pam überprüfte den Kopierer und beschloss, dass sie Zeit hatte, nachzuforschen. Hank brauchte fünf Klingeltöne, um abzunehmen. »Hey. Warum schreibst du mir wegen Marlenes erwachsenen Kindern? Ist dir klar, dass sie alle umgezogen sind ...«

»... kann nicht reden. Dave ist tot. Lass Marlene nicht nach Hause kommen.«

»Unser Dave?« Pam legte die Hand auf den Fotokopierer, um Halt zu finden. »Bist du sicher?«

»Oh, ich bin mir sicher. Völlig sicher. Geh zu Marlene. Sag ihr, dass Dave einen Unfall hatte. Ich weiß nicht, ob du sagen willst, dass er tot ist oder nicht. Überleg dir, was du sagst. Aber lass sie nicht nach Hause kommen.«

Das Licht des Fotokopierers wanderte von links nach rechts.

»Was ist passiert?« Stille. »Hank! Was ist passiert?«

Hank räusperte sich. »Dave hatte einen Unfall in seiner Garage. Na ja, in seiner Einfahrt. Ich muss los. Die Polizei ist gerade gekommen. Aber lass Marlene nicht nach Hause kommen. Pam!«

Pam antwortete mit leiser Stimme: »Okay.«

Das Licht sprang zurück und begann von vorne.
 »Warte! Hank?« Pam riss die Augen auf. »Hank!
 Warum bist du bei Dave?«
 Aber Hank hatte schon aufgelegt.

5
 [...]

Pam wandte sich Marlene zu. »Okay, spuck's aus.«
 Marlene trank einen Schluck, stellte ihr Glas auf dem
 Tisch ab und lehnte sich zurück. »Also, habt ihr den
 Mann bemerkt, mit dem ich mich auf Daves Beerdi-
 gung unterhalten habe? Groß, graue Haare, Anzug?«
 Da auf Beerdigungen immer ziemlich viele große,
 grauhaarige Anzugträger zu finden waren, war Pam
 sich nicht sicher, wen sie meinte. Trotzdem nickte sie,
 woraufhin Marlene fortfuhr: »Das war Daves Ver-
 sicherungsmakler. Wer hätte gedacht, dass er über-
 haupt einen hatte? Ich bestimmt nicht. Jedenfalls
 hat er mich vor ein paar Tagen aufgesucht, hat sich
 an meinen Küchentisch gesetzt, seinen Aktenkoffer
 aufgeklappt und einen Umschlag herausgeholt. Jetzt
 haltet euch fest: Der gute alte Dave, seines Zeichens
 Spielautomatentechniker, war bis über beide Ohren
 versichert. Ist das zu glauben?«

Nein. Pam glaubte es jedenfalls nicht. Dave schien nie
 weiter gedacht zu haben als bis zu seinem nächsten
 Bier. Auch wenn Hank immer behauptete, der Mann
 sei ein genialer Mechaniker, und er oft auch irgend-
 wie an Hanks Boot herumschraubte, hatte Pam selbst
 außer Charme und Rhythmusgefühl nie irgendein
 Talent an ihm entdecken können. Einen Moment
 lang gab sie sich der Erinnerung hin, wie es war, von
 Dave über das Tanzparkett geführt zu werden. Hank
 tanzte nicht mehr, und es fehlte Pam. Selbst wenn es
 ihr unter Mühen gelang, ihn auf eine Tanzfläche zu
 locken, gelang ihm keine einzige gemeinsame Dre-
 hung. Wenn man mit Dave tanzte, war das jedoch wie
 bei Uma Thurman und John Travolta.

»Was soll das heißen: ›bis über beide Ohren versi-
 chert?‹«, hakte sie also nach.

»Dave hatte die höchste Stufe bei der Angestellten-
 versicherung im Kasino – vierfaches Gehalt.«

Pam rechnete schnell nach; das waren vermutlich
 zwei- bis dreihunderttausend. Recht ordentlich, aber
 noch kein Hauptgewinn.

Marlene hob nun die Finger und zählte ab: »Außer-
 dem hatte er unsere beiden Hypotheken versichert,
 die sind also vom Tisch. Puff! Einfach so. Mein Haus
 gehört komplett mir, und das ab sofort. Ist das zu fas-
 sen?« Nun machte Pam doch große Augen. »Die Kre-
 ditkarten? Ebenfalls versichert, also sind auch diese
 Schulden getilgt. Aber ihr werdet nie erraten, was mir
 dieser Mensch außerdem noch mitzuteilen hatte.«

Das sagte Marlene oft: »Ihr werdet nie erraten, was
 ...« Und dann wartete sie darauf, dass man nachfragte.
 Nach einer etwas zähen Pause fragte Shalisa schließ-
 lich: »Was hatte er dir noch mitzuteilen, Marlene?«
 Marlene wand sich förmlich vor Aufregung. »Also,
 dieser Typ saß in meiner Küche und sagte, Dave habe
 noch eine Lebensversicherung gehabt. Noch eine.
 Versicherungssumme: eine Million Dollar! Und ge-
 nau diese Summe – eine Million Mäuse – wird man
 mir auf mein Konto überweisen, schon morgen!« Sie
 riss die Arme hoch, als hätte sie gerade bei den Olym-
 pischen Spielen einen Rückwärtssalto gesprungen
 und gestanden.

Ihre Freundinnen starrten sie mit offenen Mündern
 an und bekamen kein Wort heraus.

Wieder nach ihrem Glas greifend, fuhr Marlene fort:
 »Kein Wunder, dass wir nie Geld hatten, wenn er
 ständig all diese Versicherungsprämien zahlen musste.
 Fast so, als hätte er gewusst, dass ihm einmal etwas
 zustoßen würde. Und es wird sogar noch besser: Die
 Personalabteilung des Kasinos hat mich kontaktiert
 und mir mitgeteilt, dass Dave dort außerdem noch
 Pensionsansprüche hat. Er hat so viel er konnte in den
 Rentenplan eingezahlt, und dieses Geld bekomme ich
 ebenfalls. Seht mich an. Erkennt ihr mich noch? Hier
 sitzt eure Freundin, die Superreiche!« Marlene legte
 lachend den Kopf in den Nacken, trank einen Schluck
 Champagner und verschluckte sich prompt.

Shalisa und Nancy saßen reglos da. Pam hielt sich an
 ihrer Champagnerflöte fest und beobachtete, wie die
 kleinen Bläschen aufstiegen und sich die Freiheit er-
 kämpften. Genau wie sie hatten sich Marlenes Geld-
 probleme in Luft aufgelöst.

Und Marlene hatte noch mehr zu erzählen. »Heute
 Morgen habe ich erst einmal gekündigt. Als ich kam,
 waren alle sehr mitfühlend. ›Ach, Marlene, nimm
 dir so viel Zeit, wie du brauchst. Du fängst einfach
 wieder an, wenn du so weit bist.‹ Und ich sagte:

»Wieder anfangen? Ich komme nicht wieder. Fühlt euch gedrückt, aber diese Lady ist raus.«

Meine Schwester in Boca Raton hat mir erzählt, dass direkt an ihrem Golfplatz gerade eine hübsche Wohnung zum Verkauf steht. Sie hat mir Bilder geschickt. Ihr müsstet mal diese Garage sehen! Makellos. Jede Menge Ordnungsboxen, ein eigener Haken für jedes Werkzeug. Mit automatischem Toröffner! Ich habe sie gebeten, mit dem Makler zu sprechen. »Gekauft!«, habe ich ihr gesagt. Und dass ich zahlen werde, was sie haben wollen. In zwei Wochen geht das Geschäft über die Bühne. Morgen fliege ich runter, sehe mir die Wohnung an und bringe alles in Gang.« Als sie die verdutzten Mienen ihrer Freundinnen sah, versicherte sie schnell: »Ihr werdet mich natürlich besuchen kommen. Ich zahle euch die Flüge. Das wird dann mein Geburtstagsgeschenk für euch. Die Wohnung hat vier Schlafzimmer, also auch eines für jede von euch. Ihr könnt auch bei mir einziehen, dann wären wir die neuen Golden Girls!«

Pam wusste sofort, dass jede von ihnen sich als Blanche sah, die Sexbombe. Aber auf keinen Fall wollte sie zu Sophia erklärt werden, die überall ihre Handtasche mitschleppen musste. Sie wollte sich für Marlene freuen. Ja, das sollte sie. Schließlich hatte sie damals die schluchzende Marlene im Arm gehalten, als die Männer ihnen gebeichtet hatten, dass ihr Investment den Bach runtergegangen war und sie alles verloren hatten. Damit hatten sich die Zukunftsträume der vier Paare vom gemeinsamen Ruhestand im sonnigen Süden mit benachbarten Alterswohnsitzen zerschlagen. Allein die Tatsache, damit nicht allein zu sein, hatte Pam noch Trost gespendet. Geteiltes Leid ist halbes Leid. Doch mit Marlenes unverhofftem Geldsegen hatte Pam nun eine Leidensgenossin weniger.

Im kommenden Winter würde Marlene den Sand von ihrer Terrasse fegen, während Pam ihre vereisten Eingangsstufen hier oben im Nordosten mit Salz auftauen musste. Verdammt, schon in wenigen Wochen würde Marlene den Lauf der Sonne über dem Pool in Boca Raton verfolgen, während Pam noch immer das Licht des Kopierers bei Dutton Realty verfolgen musste: links, rechts und zurück. Pam sah zu Nancy hinüber, die dann noch immer Bücher in der Bibliothek einräumen würde, und zu Shalisa, die als Hilfskrankenschwester weiterhin Kranken den Sabber

vom Kinn wischen musste. Marlene hatte inzwischen weitergeredet, und nun sagte sie etwas, das Pam aufhorchen ließ.

»... gilt für alle. Hank, Larry und Andre.«

»Was?«, hakte sie hastig nach. »Was gilt für alle?«

Marlene leerte ihr Champagnerglas. Dann schob sie ihren Stuhl näher heran, beugte sich zu Pam vor und sagte: »Sie haben alle eine Lebensversicherung über eine Million Dollar abgeschlossen.« Gelassen richtete sie sich wieder auf.

»Woher weißt du das?« Pam kümmerte sich nicht um die Finanzen, das überließ sie Hank; was vermutlich der Grund dafür war, dass sie jetzt in solchen Schwierigkeiten steckten. Aber wenn Hank eine so hohe Lebensversicherung auf sich abgeschlossen hatte, hätte er das doch sicher irgendwann erwähnt, oder?

Marlene schenkte sich noch etwas ein. »Als Steve – das ist Daves Lebensversicherungstyp – kurz auf der Toilette war, habe ich einen Blick in seinen Aktenkoffer geworfen.« Das überraschte hier niemanden, sie hätten es alle genauso gemacht. »Und er hatte einen Brief dabei, in dem alle vier Namen auftauchten. Als hätten sie sich gemeinsam von ihm beraten lassen. Eure Männer haben also denselben Deal abgeschlossen. Wir könnten alle zusammen nach Boca Raton ziehen!«

Sie ließen diese Vorstellung einen Moment im Raum stehen, dann meinte Shalisa: »Da wäre allerdings noch eine Kleinigkeit zu bedenken.«

Marlene zog fragend die Brauen hoch.

Nancy brachte den Gedanken zu Ende: »Unsere Ehemänner leben noch.«

Shalisa griff nach ihrem Glas, nippte daran und ergänzte: »Ganz genau. Noch.«

8

[...]

Am Morgen erst hatte die fröhliche Witwe Bilder von ihrer neuen Wohnung geschickt und verkündet, dass sie am Abend zurück sein werde, um Daves Haus offiziell zum Verkauf anzubieten. Pam zog sich einen Stuhl heran, während Salisha ihr Kaffee einschenkte. Sie hatten beschlossen, sich hier zu treffen, da so das Risiko eines plötzlich auftauchenden Ehemannes minimiert wurde. Andre war ganz allein in seiner

Kurierdienstfiliale und musste deshalb ständig präsent sein, um Lieferungen entgegenzunehmen oder auszuhändigen, während Hank im Kasino und Larry in der Bank wesentlich flexibler zu sein schienen, da sie oft auch tagsüber zu Hause auftauchten, um Mittagspause zu machen oder etwas zu erledigen.

Ungeduldig sah Pam auf die Uhr. »Nancy weiß doch, dass wir uns um zwölf treffen wollten, oder? Ich muss um eins wieder im Büro sein.«

Shalisa zog vielsagend eine Braue hoch und nickte. Eine Weile saßen sie schweigend mit ihrem Kaffee da, bis Shalisa schließlich leise fragte: »Wollen wir das wirklich tun?«

Pam fiel ein Riesenstein vom Herzen; am liebsten wäre sie ihrer Freundin um den Hals gefallen. »Nein, wollen wir nicht.« Nachdem Shalisa sich anfangs so schnell für die Idee erwärmt hatte, war es eine Erleichterung, zu sehen, dass sie wohl doch nicht voll und ganz dahinterstand. Pam nippte an ihrem Kaffee. »Wir reden doch nur darüber, das ist ein bisschen wie dieses Murder Mystery Game, das wir zu meinem Sechzigsten gemacht haben. Wir spielen mit einer verrückten Vorstellung herum, mehr nicht. Vielleicht entwickelt sie sich ja zu einem richtigen Plot, dann machen wir ein Buch daraus. Viele Menschen machen so etwas, weißt du? Sie erfinden sich in ihren Sechzigern noch einmal ganz neu.«

Die Haustür wurde geöffnet, und sie hörten das Klatschen von Nancys Flip-Flops im Flur. Dann setzte sie sich auch schon zu ihnen an den Tisch und fragte: »Habe ich etwas verpasst?«

Demonstrativ schaute Pam auf ihre Armbanduhr. »Wie kommst du denn an deine Zeitangaben? Mit einer Sonnenuhr?«

Doch Nancy winkte gelassen ab. »Ich musste erst noch meine Recherchen abschließen.«

Nun schaltete sich Shalisa ein: »Hör mal, Pam und ich haben geredet. Wir hatten da neulich ja schon ziemlich viel Wein, und wir waren alle sehr emotional, nachdem wir Marlene verabschiedet haben. Aber wir haben das jetzt noch mal besprochen, und nur damit das ganz klar ist: Wir werden nicht wirklich etwas tun. Ich weiß ...«

»O doch, wir werden es tun.« Nancy zog einige gefaltete Blätter aus ihrer Handtasche. »Larry hat mich gezwungen, mich zwischen ihm und meinem Sohn



LARRY HAT MICH GEZWUNGEN, MICH ZWISCHEN IHM UND MEINEM SOHN ZU ENTSCHEIDEN, UND ICH HABE MEINEN SOHN GEWÄHLT.

zu entscheiden, und ich habe meinen Sohn gewählt. Und wenn du wissen willst, welchen Stellenwert du bei Andre hast, Shalisa, solltest du dir nur einmal den Wacholderbusch vor deinem Fenster ansehen. Wie lange bittest du deinen Ehemann nun schon darum, das für dich zu erledigen?»

Shalisa verzog gequält das Gesicht.

»Ganz genau.« Nancy faltete ihre Zettel auseinander und schob sie in die Mitte des Tisches.

Ein kurzer Blick genügte Pam, um die Überschrift zu lesen: OPERATION MÄNNER.

»Willst du mich verarschen? Du hast das mit deinem Computer geschrieben? Wann? Direkt nachdem du ›Wie bringe ich meinen Ehemann um?‹ gegoogelt hattest? Selbst wenn wir verrückt genug wären, das durchzuziehen, wäre das schon mal der schlechteste Start überhaupt.« Sie tippte mit dem Zeigefinger auf die Blätter. »So betteln wir doch geradezu darum, erwischt zu werden. Das ist ja sozusagen Lucy und Ethel planen einen Mord.«

Nancy warf ihr einen schrägen Blick zu. »Ich bin doch nicht blöd. Das habe ich in der Bibliothek geschrieben.«

Fast zeitgleich fragte Shalisa mit verwirrter Miene: »Wer sind Lucy und Ethel?»

Ohne auf Shalisa einzugehen, presste Pam entsetzt eine Hand an die Brust. »Bei der Arbeit! Dir ist aber schon klar, dass die Ehepartner immer die ersten Verdächtigen sind, wenn jemand gewaltsam zu Tode kommt? Die Polizei wird also sehr erpicht darauf sein, uns und unsere Computer zu durchleuchten. Auch die Computer am Arbeitsplatz. Da sehen sie bei einer Morduntersuchung als Erstes nach. Schaust du denn nie Fernsehen?» Dann wandte sie sich an Shalisa: »Und wie hast du denn bitte deine Kindheit verbracht? I Love Lucy, du weißt schon: Lucy Ricardo und Ethel Mertz.«

Als die Erinnerung zurückkehrte, riss Shalisa kurz die Augen auf, dann verfinsterte sich ihre Miene. »Moment mal, haben die nicht immer alles ...? Ooohhh.« Sie nickte bedächtig.

Pam sah sie durchdringend an. »Genau.« Nun wollte sie sich wieder Nancy vornehmen.

Die aber ordnete nur ihre Unterlagen und tippte mit dem Finger auf ihre Liste. »Erster Punkt: ›Lass es wie einen Unfall aussehen, dann gibt es keine Untersuchung.

Das hat man ja bei Dave gesehen. Der ist bei einem skurrilen Unfall ums Leben gekommen, und Marlene hatte eine Woche später ihr Geld.« Sie verteilte ihre Merkblätter.

Wieder war Pam entsetzt. »Du hast Kopien davon gemacht? Hast du die überzähligen Exemplare vielleicht auch noch im Papierkorb der Bibliothek entsorgt?»

»Nein, habe ich nicht. Und ihr schuldet mir übrigens zwei Dollar, pro Person.«

Das war Pam zu viel. »Ernsthaft? Du stellst uns die Kopien in Rechnung?»

Wenigstens hatte Nancy den Anstand, betreten dreinzuschauen. »Na ja, ich musste ja dafür bezahlen. Ich will nur, dass alles fair abläuft.«

Mit einem durchdringenden Blick verschränkte Pam die Arme vor der Brust. »Bei unserem letzten Treffen habe ich uns alle zum Flughafen kutschiert, dabei habe ich wahrscheinlich für acht Dollar Sprit verfahren. Also schuldet ihr mir ebenfalls zwei Dollar. Wir sind quitt.«

Shalisa am anderen Ende des Tisches wandte den Kopf, als würde sie ein spannendes Tennismatch verfolgen, mit großen Augen und zusammengepressten Lippen.

Ergeben hob Nancy die Hand. »Okay, ich hab's verstanden. Tut mir leid. Manchmal schieße ich über das Ziel hinaus.«

Aber Pam tippte sich nur nachdenklich ans Kinn. »Und ich bin mir ziemlich sicher, dass du den Kaffee, den du auf meiner Rückbank verschüttet hast, anschließend mit meinen Feuchttüchern aufgewischt hast. Kaffee, den übrigens ich gekauft und dir nicht in Rechnung gestellt habe. Diese Feuchttücher kosten mindestens zwei Cent das Stück. Und du hast ungefähr zehn verbraucht.«

Nun kniff Nancy gereizt die Augen zusammen. »Du hast diese Kurve aber auch mit ziemlich viel Tempo genommen.«

»Was meinst du, Shalisa? Oder waren es eher zwölf?» Entschlossen schüttelte Shalisa den Kopf. »Nö.«

»Dann sagen wir also zehn. Das macht dann zwanzig Cent.«

»Ich habe es kapiert! Ich entschuldige mich, das war extrem kleinlich von mir.«

»Aha.« Grinsend zeigte Pam mit dem Finger auf sie. »Das Wort hatte ich gesucht. Schlimm genug, wenn

du bei jedem gemeinsamen Mittagessen den Taschenrechner zückst, aber das ...«

Nun war es Nancy, die Pam böse Blicke zuwarf. »Okay, okay, es tut mir leid. Ich habe es übertrieben. Bei mir war das Geld in den letzten Jahren etwas knapp, falls ihr es nicht mitbekommen habt. Was soll ich noch sagen? Können wir jetzt bitte zum eigentlichen Thema zurückkehren? Ich übernehme das Kopiergeld alleine. Zufrieden?« Als Pam nickte, fuhr Nancy fort: »Also, es dürfte euch interessieren, dass ich ein paar Kurse zum Thema Cybersicherheit besucht habe. Das ist in der Bibliothek Pflicht. Deshalb habe ich öffentlich zugängliche Computer hierfür benutzt, habe sämtliche Recherchen im Inkognito-Modus durchgeführt und, nur um sicher zu gehen, fiktive Usernamen und Logindaten verwendet. Außerdem habe ich online sowieso nichts Belastendes gesucht, sondern das meiste auf die alt-hergebrachte Art herausgefunden.«

Auf Pams und Shalisas verständnislose Blicke hin erklärte sie: »Bücher. Ich habe es in Büchern nachgeschlagen. Keine elektronischen Spuren. Die Möglichkeiten, Menschen umzubringen, sind begrenzt, und sie haben sich in den letzten Jahren auch nicht wesentlich verändert. Also, Recherche abgeschlossen, dies sind meine Schlussfolgerungen.« Nancy hielt einen der Zettel hoch. »Und die hier werden wir verbrennen, bevor wir heute auseinandergehen.« Pam und Shalisa wechselten einen Blick. Fand Shalisa es auch so beunruhigend, dass Nancy offenbar mit Vollgas auf die Ausfahrt Mord zuraste, mit ihnen beiden auf dem Rücksitz? Es fiel Pam nicht leicht, ihre Miene zu deuten, aber für sie sah es eher so aus, als wäre ihre Freundin beeindruckt.

»Fünf Mal?« Pam war entsetzt. »Sie haben fünf Anläufe gebraucht?«

»Na ja, es ist eine Serie. Irgendwie mussten sie ja zehn Folgen vollkriegen. Da kann er schlecht schon beim ersten Versuch sterben, oder? Dann wäre es keine Serie, sondern ein Film.«

»Das stimmt wohl«, gab Pam zu, und Shalisa nickte. »Es geht mir auch eher darum, wie clever diese Frauen sind. Aber ich will jetzt nicht spoilern, ihr solltet es euch ansehen. Ist wirklich gut.« Nancy schob ihre Brille zurecht. »Und am Ende hat es funktioniert.«



 30.
MAI
2025

SUE HINCENBERGS
VERY BAD WIDOWS

Klappenbroschur
384 Seiten

17,00 € (D) 17,50 € (A)

ISBN 978-3-492-06547-4

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum
Erscheinungstermin auf [piper.de/leseexemplare](https://www.piper.de/leseexemplare) oder
schreiben Sie eine E-Mail an: sales_reader@piper.de
(BuchhändlerInnen), press@piper.de (Presse)

52

DAVID FINCK
DER SCHWINDEL

DER

DAVID FINCK





SCHWINDEL

INTERVIEW

Du bezeichnest dich als bekennenden Rheinländer. Was macht einen solchen aus?

Dass er mit dem eigenwilligen rheinländischen Humor zurechtkommt. Ich liebe die bissige Ironie des Rheinländers, die auf einen Außenstehenden nicht selten respektlos und verletzend klingen mag, aber nett gemeint ist. Im Rheinland ist es so: Je größer dich eine Person beleidigt, desto größer die Zuneigung.

Was hat dich dann in die brandenburgische Ebene verschlagen, und wie lebt es sich dort?

Ein altes, liebebedürftiges Haus. Außerdem hatte ein anderer Lebensabschnitt begonnen. Auf einmal wusste ich mit den Angeboten der Stadt nicht mehr viel anzufangen. Seitdem liebe ich die Arbeit im Garten und den weiten Horizont. Außerdem wird im Havelland ein recht rheinländischer Humor gepflegt, wahrscheinlich fühle ich mich deshalb dort zu Hause. Gleichzeitig hat man die Hauptstadt vor der Haustür, das ist natürlich ein Luxus.

Dein Protagonist ist in Düsseldorf aufgewachsen, wollte aber so schnell wie möglich weg von dort. Woran liegt das und ging es dir ähnlich?

Rasmus hat eine unglückliche Kindheit. Er ist ein Fremdkörper in seiner Familie und wird obendrein von seinem Bruder geäul. Seine Abenteuerlust ist also von Anfang an durch das Motiv der Flucht bestimmt. Bei mir waren es vor allem der Zeitgeist und Neugierde. Wer in den 90er Jahren etwas auf sich hielt, wollte so schnell wie möglich weg von zu Hause. Als ich am Deutschen Literaturinstitut in Leipzig angenommen wurde, war sofort klar, wo die Reise hingeht.

Wann hast du dich entschieden, das Schreiben auf professionellem Niveau zu betreiben, und was hat das Studium am DLL dazu beigetragen?

Bei meinen ersten literarischen Gehversuchen war ich zwölf Jahr alt.

Zuerst waren es recht abenteuerliche Piratengeschichten. Bald probierte ich mich mit romantischen Gedichten aus, schrieb moralische Theaterstücke und existentielle Kurzprosa. Natürlich hatte das alles keinen Mehrwert, dennoch stand für mich auf eine sehr naive Art und Weise fest, dass es das ist, was ich einmal machen will und auch werde.

Allerdings stritt sich dieser Wunsch noch lange mit dem Verlangen Tierarzt zu werden.

Seit dem Erscheinen deines Debütromans »Das Versteck« sind zehn Jahre vergangen. Was ist in der Zeit geschehen und wann hast du den Entschluss gefasst, einen zweiten Roman zu schreiben?

Wir haben zwei Kinder bekommen. Die haben einen neuen Fokus in mein Leben gebracht. Das Schreiben habe ich dabei aber nie aufgegeben. Die ältesten Notizen sind von 2015 und der eine oder andere Satz hat es sogar bis ins fertige Buch geschafft. Dann kamen Corona, der Lockdown und das Homeschooling. Vielleicht kein guter Zeitpunkt, um einen Roman fertig zu schreiben. Doch auf einmal wollte die Geschichte zu Ende gebracht werden.

Es gibt viele unzutreffende Vorstellungen über das Schreiben. Aber wenn etwas erzählt werden will, findet es seinen Weg.

Die Titel deiner Romane, »Das Versteck« und »Der Schwindel«, ähneln sich strukturell und auch inhaltlich, denn in »Der Schwindel« spielt das Verstecken eine zentrale Rolle. War das von vornherein so gedacht, oder hat es sich ergeben?

Leider nein. Ursprünglich sollte »Der Schwindel« ein ganz anderes Buch werden, ein diskursiver Roman, in dem zwei sehr unterschiedliche Persönlichkeiten auf engem Raum mit der Anwesenheit des Anderen

konfrontiert werden. Es sollte ein Ringen der Weltanschauungen entbrennen.

Doch da stimmte etwas nicht. Mir gefiel der Erzählton nicht. Die Figuren fühlten sich fremd an. Vielleicht war ich nicht der richtige Mann für diesen Job. Es folgte ein schmerzhafter Prozess, in dem ich das Geschriebene immer wieder aufbrach, Fassung für Fassung mit der Brechstange arbeitete, bis sich die heutige Form herausgeschält hatte.

Der Roman ist sehr filmisch erzählt, indem er viele intensive Szenen an ganz unterschiedlichen Orten aufmacht, hat aber auch eine philosophische Ebene. Er lebt also auch von der Reflexion. Gibt es dafür Vorbilder und Inspirationen?

Der Begriff Vorbild klingt immer so nach Nachahmung. Ich glaube, das kann in der Kunst nicht funktionieren. Aber ich liebe Nabokov. Und auch Nabokov stellt gerne die Kamera auf und tut dann so, als wäre er überrascht davon, was seine Figuren da treiben. Außerdem habe ich über ihn den unzuverlässigen Erzähler kennen und lieben gelernt. Er war vielleicht kein Vorbild für mich, aber ohne ihn wäre »Der Schwindel« in dieser Form vielleicht nie entstanden.

Der Roman handelt von jemandem, der als junger Mann aus dem Rheinland in die Bretagne aufbricht, dann dazu gezwungen wird, um die ganze Welt zu fliehen und in vielen Ländern zu leben. Am Ende zieht er sich in ein Haus auf einer Klippe in der Bretagne zurück, wo er vorher noch nie war. Welche Rolle spielt Frankreich für ihn und für dich?

Frankreich ist für Rasmus ein Sehnsuchtsort. Sein Leben in Düsseldorf ist trist und grau und voller Gefahren. In Frankreich hofft er dem zu entkommen. Er träumt davon, zum ersten Mal das Meer zu sehen und ein neuer Mensch zu werden. Bei meinem Vater war es genauso. Alles, was mit Frankreich zu tun hatte, liebte er. Als Kind war ich fast jeden Sommer in Frankreich, verbinde damit aber vor allem 14 Stunden auf der Rückbank eines unklimatisierten Fiat Uno, eingeklemmt zwischen zwei größeren Brüdern.

Um ehrlich zu sein, seit diesen Familienreisen bin ich nie wieder nach Frankreich gereist.

Eine zentrale Frage im Roman ist die nach Gut und Böse. Glaubst du, dass das absolute Kategorien sind, die möglicherweise von vornherein im Menschen angelegt sind, oder sind sie relativ und situativ zu betrachten?

Ein kurzer Blick in die Geschichte genügt, um zu erkennen, dass Gut und Böse keine absoluten Kategorien sind, sondern von der Gesellschaft definiert werden und von der Perspektive abhängig sind. Deswegen denkt im Krieg keine Seite, dass sie die Bösen sind, sondern beide Parteien halten sich für die Guten. »Der Schwindel« kreist also vielmehr um die faszinierende Fähigkeit des Menschen, sich selbst stets von Schuld freizusprechen.

Rasmus gerät auf seiner Flucht in diverse Länder und dramatische Situationen, in denen er oft nur bestehen kann, weil er sich als ein anderer ausgibt. Am Ende scheint er nicht mehr genau zu wissen, wer er eigentlich ist und hadert mit sich.

Wann und wo schreibst du am liebsten/besten?

Früher habe ich vor allem abends geschrieben. Gerne wirklich bis spät in die Nacht. Inzwischen schätze ich aber die frühen Morgenstunden, gerade wenn der Kopf noch ganz benebelt ist. Ich sitze dabei klassisch am Schreibtisch oder mit Tablet und Stift auf dem Sofa. Das letzte Drittel vom »Schwindel« wurde handschriftlich auf dem Tablet geschrieben.

Gibt es schon Pläne für den nächsten Roman und wird der schneller fertig werden?

Ja, die gibt es. Die Hauptfigur wird ein Kommissar sein, der kein Kommissar mehr ist, so viel kann ich schon verraten. Und es wird um die humanitäre Katastrophe gehen, die sich an der europäischen Außengrenze abspielt. Ich hoffe natürlich, dass es nicht wieder 10 Jahre dauert.

Aber das habe ich nach dem ersten Roman auch gesagt. Im Moment arbeite ich noch an der Handlung und hoffe, die richtige Erzählstimme zu finden.

LESEPROBE

Prolog

Die beste Tarnung ist, sich gar nicht erst zu verstecken. So zu leben wie die anderen auch. Routiniert und gut sichtbar für jeden, den es interessieren könnte. Als gäbe es keine Geschichte, die verschwiegen wird, sondern nur die Oberfläche der Alltäglichkeit, die vorgibt, alles zu sein, und die in Wahrheit alles verbirgt.

Von zu Hause aufgebrochen bin ich als junger Kerl. Ich wollte in die Bretagne, und ich wollte das Meer sehen. Wirklich angekommen bin ich dort nicht. Das hole ich jetzt nach. Im kommenden Jahr werde ich 53 Jahre alt. Es ist wahrscheinlich die letzte Gelegenheit. In einem kleinen Ort, über den ich nichts weiß, außer, dass ich dort ein Haus auf einer Klippe besitze. Vor drei Jahren habe ich es gekauft, ohne zu glauben, dass ich es eines Tages wirklich bewohnen würde. Vielleicht ist die Bretagne nicht besonders originell. Ob sie trotzdem ein gutes Versteck ist, wird sich zeigen.

Wenn es einen kleinen Gemischtwarenladen gibt, werde ich dort einkaufen und über das Wetter plaudern. Gibt es einen Fleischer, werde ich Fleisch essen und Rezepte an der Theke tauschen. Beim Bauern werde ich Milch kaufen und seine Sorgen ernstnehmen. In der kleinen Buchhandlung werde ich lesen, was mir empfohlen wird, und auf der Post werde ich regelmäßig Briefe aufgeben und dafür sorgen, dass hin und wieder einer für mich ankommt. Täglich werde ich eine Zeitung lesen, wenn möglich in einem Café frühstücken und von Zeit zu Zeit in einem Restaurant zu Abend essen. An den Nachmittagen werde ich spazieren gehen, durch den Ort, über die Hügel oder am Strand entlang. Wer es hören will, dem sage ich, wer ich bin. Oder, um es genau zu machen: wer ich ab morgen sein werde. Ich habe viel zu erzählen.

Außerdem werde ich einen Holzvorrat für den Winter anlegen. Holzklötze aufrichten, ausholen, zuschlagen. Auf den Haufen werfen. Später schichten. Das wird mir guttun. Auch ich benötige eine Art Zukunft.

Bis zum nächsten Winter zu denken ist mir genug. Und während die Dorfbewohner in ihren Gesprächen darüber urteilen werden, was von dem Deutschen im Haus auf der Klippe zu halten ist, werde ich versuchen, ihnen zuvorzukommen.

Die Vergangenheit zu verurteilen ist keine Kunst. Das Urteil zu sprechen ist einfach. Danach ist jeder klüger. Heute weiß auch ich es besser. Ich hätte Natalie zur Rede stellen müssen. Ich hätte sie anklagen müssen. Streit suchen. Ich hätte ihr sagen müssen, was ich wusste, und ich hätte eine Erklärung verlangen müssen. Aber ich war jung. Von der Welt hatte ich keine Ahnung. Eine Frau wie Natalie musste sich einem wie mir nicht erklären. Außerdem hatte ich gesehen, was ich gesehen hatte. Ich hatte sie gehört, klar und deutlich. Ich wollte sie nicht ein zweites Mal hören müssen. In meinem Leben hatte ich oft die Grenze des Erträglichen nach hinten verschoben. Deswegen habe ich geschwiegen und das Schicksal hat die Einladung dankend angenommen. Mir steht keine Psychologin zur Seite und rät mir, das Geschehene aufzuschreiben. Ich habe keine Anwältin, die das Schreiben für eine gute Idee hält, so lange die Erinnerungen noch frisch sind. Und keinen Freund, der mich darin unterstützt. Ich bin allein. Wirklich sehr allein. Das ist in Ordnung. Denn ich muss eine Frage beantworten: Was für ein Mensch ist Rasmus B. Freedom? Wie immer geht es dabei um Gut und Böse. Ich hoffe, dass genug Zeit für eine Antwort bleibt. Sehr wahrscheinlich ist das nicht.

Frankreich * Bretagne * Sommer 2023

Das Grün der Gräser wird tiefgründiger, der Himmel gewinnt an Weite. Die Häuser werden kleiner und ziehen sich Schieferdächer und blaue Fensterläden an. Ginsterhecken, Wiesen und Felder beanspruchen ihren Platz zwischen den Dörfern und die ersten Felsen drängen an die Oberfläche. Im Schatten wuchern Farne, in der Sonne blühen Hortensien. Die Landschaft ist vorzeitig und gleichzeitig verträumt, als

wolle sie uns von etwas erzählen, das wir schon lange nicht mehr verstehen können. Ein Plakat verspricht, dass es keinen schöneren Ort gibt als die Bretagne.

Ich sitze auf der Rückbank eines Taxis, welches mich aus der Stadt G. in ein kleines Dorf an der Küste bringt. Obwohl es noch ein Stück bis zum Meer ist, kann man seine Anwesenheit bereits spüren. Es sind die letzten Kilometer. Meine Reise endet heute. Wenn die Sonne untergeht, werde ich am Ziel sein. Mein Haus, welches ich noch nie in echt gesehen habe, ist mein letztes Versteck. Vielleicht ein Ort, um alt zu werden. Wahrscheinlicher ist, dass irgendwann ein kleines Loch in der Fensterscheibe des Wohnzimmers den Ballistikern darüber Auskunft geben wird, aus welcher Richtung geschossen wurde. So oder so, ich muss erst mal schlafen. Die letzte Etappe war die schlimmste von allen.

Vor fünf Monaten habe ich zum ersten Mal in meinem Leben eine Pistole in der Hand gehalten. Sie war erstaunlich leicht und roch nach Marzipan. Fünf Monate – seitdem scheint eine Ewigkeit vergangen zu sein. Wenn man in der Falle sitzt, dehnt sich die Zeit, dann finden die Tage kein Ende und die Wochen keinen Anfang. In Monaten zu denken wird unmöglich. Ich war auf der Flucht und wäre beinahe gestorben. Dass ich noch lebe, kommt mir wie ein Wunder vor. Wie es dazu kam, darüber kann ich nur spekulieren.

Meine Erinnerung setzt erst wieder ein, als ich im Poolpumpenraum einer spanischen Hotelanlage zu mir kam, ohne Geld und Papiere und das Fieber mich schüttelte. Dolores, eine kleine Frau mit energischem Gang, brachte mir Essen aus der Küche. Als ich wieder stehen konnte, besorgte sie mir einen Job auf der Plantage ihres Onkels. Zum Abschied sagte sie, ich sei ein guter Mann. Ich habe das auch lange geglaubt. Inzwischen habe ich meine Zweifel.

Der Taxifahrer fragt mich, was ich in dem gottverlassenen Nest, das ich ihm als Ziel genannt habe, zu suchen habe. Mit einem Seitenblick überprüfe ich, ob sich draußen etwas Entscheidendes verändert hat, und lasse mich von einem hochgeschossenen Wald überraschen, mit dem ich, am Ende der Welt, wie sich die Bretagne gerne nennt, nicht gerechnet habe. Dann sage ich: »Ruhe. Ich hoffe auf Ruhe«, was insofern der Wahrheit entspricht, dass in meiner



VOR
FÜNF
MONATEN
HABE
ICH ZUM
ERSTEN
MAL IN
MEINEM
LEBEN
EINE
PISTOLE
IN DER
HAND
GEHALTEN.

Situation alles, was nicht Ruhe ist, nur mein Ende bedeuten kann. Im Innenspiegel treffen sich unsere Blicke. Er hat nette Augen und sieht aus, als würde er Rosen züchten und zu viel und zu laut mit seiner Dackelhündin sprechen.

»Ruhe«, wiederholt der Taxifahrer und kichert kurz. »Langweilen werden Sie sich.«

Auf einer Lichtung wird ein Bauernhof mit Scheunen und Futtersilo aufgebaut, sogleich aus der Kulisse entfernt und wieder durch Bäume ersetzt.

»Wenn Männer sich langweilen, begehen sie eine Dummheit. Glauben Sie mir. Ich fahre seit dreißig Jahren Taxi.«

Wir lachen einvernehmlich und bevor ich hinzufügen kann, dass ich mein Kontingent an verfügbaren Dummheiten bereits ausgeschöpft habe, erzählt der Fahrer von seinem Großvater aus Dorsetshire und warum der in einer stürmischen Nacht hinaus aufs Meer gefahren ist, abgetrieben wurde und in der Bretagne landete. Er sagt, dass die »Annektierung« der Bretagne durch Frankreich eine zum Himmel schreiende Ungerechtigkeit gewesen sei und noch immer ist und dass das Steuersystem nicht an die Taxifahrer denke und er außerdem nicht verstehe, warum seine Frau noch immer so viel mit ihm schimpfe, obwohl er inzwischen die meiste Zeit in seinem Gartenhäuschen wohne. Er sagt, dass der weiße Mann mittleren Alters vielleicht nicht die Krönung der Schöpfung sei, aber auch nicht ihre Ausschussware. Und viel Zuspruch benötige.

Natürlich ist es in Ordnung, dass er sich über die Ungerechtigkeit der Welt beklagt. Ungerechtigkeit ist wahrscheinlich eine unbegrenzte Ressource. Aber eigentlich hatte ich reden wollen. Mein Plan hatte vorgesehen, meine neue Identität mit ihm einzustudieren, Name, Herkunft, Beruf, die eine oder andere Anekdote, ein paar Redewendungen probieren, damit sie mir später flüssig über die Lippen kommen. Es gibt keinen besseren Ort, die Rolle zu tauschen, als ein Taxi. Denn wenn der Fahrer die Handbremse anzieht, weil wir unser Ziel erreicht haben, und sich in seinem Sitz auf die Seite dreht, um das Fahrgeld zu verlangen, muss der alte Rasmus B. Freedon, guter Mann hin oder her, Geschichte sein. Das Dorf ist klein. Fehler darf ich mir keine erlauben.

Aber gegen seine Redseligkeit habe ich keine Chance. Mein Plan ist gescheitert. Auf der Landkarte hangeln wir uns von einem Dorf zum nächsten. Der Wald wurde längst durch eine Heide mit lilafarbenen Tuffern ausgetauscht. Der Fahrer erzählt von seiner Zeit an der Universität, acht Semester Elektrotechnik. Mir wird klar, dass unser Ich eine Geschichte ist. Und die will erzählt werden. Sie muss erzählt werden. Immer und immer wieder, ohne Unterbrechung, morgens beim Blick in den Spiegel, auf dem Weg ins Büro, auf Schulhöfen, in Kneipen, auf benachbarten Sitzen im Flugzeug. Denn wenn sie nicht erzählt wird, existiert »Ich« nicht, weil das Ich kein Gegenstand ist, den man in die Vitrine stellen kann. Es taugt nicht, um bewundert zu werden. Man kann es nicht anfassen. Ich ist flüchtig. Ich ist ein Gas, das verfliegt. Deswegen reden wir lieber, als dass wir zuhören. Deswegen lieben wir alles, was unser Ich auszumachen scheint. Das Auto. Die Schuhe. Die Zeitung, den Rasen, den Lieblingskaffee. Rückenschmerzen, geschiedene Eltern, erste Liebe, Einsamkeit. Jedes Gespräch eine Selbstversicherung, dass ich »Ich« bin. Dass »Ich« da ist und sich noch nicht davon stehlen konnte. »Ich« lebt in ständiger Angst, vor dem Ich-Verlust.

Das Taxi hält zwischen einer Fischerstatue aus Bronze und einem Café ohne Namen. Das muss mein Treffpunkt sein. Der Motor stirbt mit einem traurigen Gurgeln. Der Fahrer dreht sich wie erwartet auf die Seite, um mich direkt anzuschauen. Er sieht glücklich aus. Das Reden hat ihm gutgetan.

»Da sind wir«, sagt er.

Spanien * Pyrenäen * Winter 2023

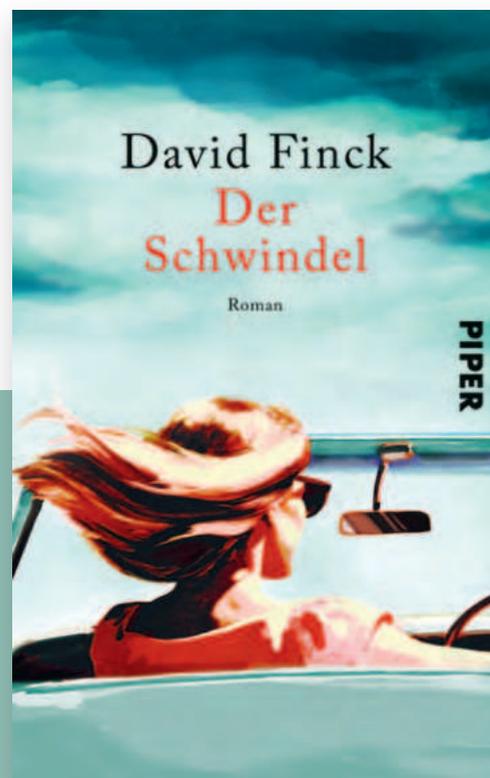
Eigentlich beginnt das letzte Kapitel meiner Geschichte nicht in einem Taxi und nicht in einem Dorf an der bretonischen Küste, sondern fünf Monate zuvor und 700 Kilometer weiter südlich, in Santa Elena, einem kleinen Ort in den nördlichen Pyrenäen.

Ich war geschäftlich unterwegs und nur auf der Durchreise. Das Frühstück war kläglich gewesen, ich musste dringend etwas essen und benötigte noch dringender einen anständigen Kaffee. In meinem

Metier ist es nicht unüblich, dass Kunden an entlegenen Orten wohnen. Vor allem die Frauen. Doch dazu später mehr. Mir war es recht. Je entlegener der Ort, desto höher das Vorabhonorar. Außerdem bin ich kein Freund der Metropolen.

Ich parkte den Wagen direkt vor einer spröde gewordenen Gedenktafel aus Plexiglas. Im Jahre 1988 aufgestellt, inzwischen selbst ein Stück Historie, erinnerte sie an zweihundert Jahre Ortsgeschichte. Mehr war nicht mehr zu erkennen. Die Ränder zerbröselten, die Schrift war verblasst. Luise und Machiello hatten ihre Liebe mit einem Edding darauf verewigt. Niemanden schien das zu stören, weil sich in einem sterbenden Ort niemand für die Vergangenheit interessiert. Touristen suchte man vergebens. Der Supermarkt war verrammelt, die Dorfkneipe aufgegeben. Auch für die Gegenwart interessierte sich niemand. Vielleicht starb der Ort schon seit Generationen. Oder die spanische Immobilienkrise hatte Santa Elena den Todesstoß versetzt. Natürlich wäre es gefälliger, meine Geschichte nicht in zwei Orten gleichzeitig beginnen zu lassen, weder in der Bretagne noch in den Pyrenäen, sondern erst einmal von Deutschland zu erzählen, vom Rhein und von Düsseldorf, wo man gerne Heinrich Heine zitiert und stolz ist auf seine Bierbraukunst. Dort bin ich geboren. Und genaugenommen hat natürlich dort alles seinen Anfang. Die meisten Geschichten werden vom Anfang her erzählt. Das schafft Übersichtlichkeit und bringt Ruhe in den Erzählfluss. Aber meine Geschichte ist klein und überschaubar. Ich kann es mir leisten, gegen die eine oder andere Konvention zu verstoßen.

Deswegen beginne ich nicht mit meiner Geburt in Düsseldorf, sondern mit jenem Tag in den Pyrenäen, der ganz gewöhnlich begann und mir dennoch alles genommen hat. Beginne ich mit der spröde gewordenen Gedenktafel aus Plexiglas, mit Luise und Machiello, die inzwischen vielleicht eine Familie gegründet haben, und einem alten Mann, der trotz der eisigen Temperatur vor seiner Tür saß und rauchte. Weil er keine Zähne mehr hatte, schaute sein Gesicht lustig aus. Irgendwann war seine Frau gestorben. Dann der Nachbar. Nicht mal ein Hund oder eine Katze gesellten sich bei dieser Kälte zu ihm. Nur die Zeit, die verging und dennoch kein Ende fand.



27.
FEB
2025

DAVID FINCK
DER SCHWINDEL

Hardcover mit Schutzumschlag
288 Seiten
24,00 € (D) 24,70 € (A)
ISBN 978-3-492-07333-2

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum
Erscheinungstermin auf [piper.de/leseexemplare](https://www.piper.de/leseexemplare) oder
schreiben Sie eine E-Mail an: sales_reader@piper.de
(BuchhändlerInnen), press@piper.de (Presse)

EWALD ARENZ

GEBRAUCHSANWEISUNG FÜR

Franken

Ewald Arenz ist in Nürnberg geboren, aufgewachsen in einem steingedeckten Jurahaus in Burgsalach und wohnt bei Fürth, das er als die »Stadt im Schatten« besonders würdigt. In seiner Erkundungsreise schwärmt er von Nürnberg in alle Richtungen aus und zeichnet das stimmungsvolle und differenzierte Porträt seiner Heimat – zwischen pittoresken Städtchen, barocken Baudenkmalern, Kletterparadiesen und Seenlandschaft, Bratwürsten und dem ältesten Bierfest der Welt. Er beschäftigt sich mit dem spannungsreichen historischen Erbe, mit der kulinarischen Tradition und mit den sprachlichen Feinheiten eines Dialekts, dessen Konsonanten weicher als anderswo sind. Wandernd oder mit dem Rad erlebt der Autor das Glück, durch Franken zu reisen, nimmt uns mit zu Kirchweihen und Festivals, geschichtlich bedeutsamen Stationen, übersehenen Kleinodern und persönlichen Lieblingsplätzen. Wer Ewald Arenz' Romane liebt, wird von seinen fränkischen Entdeckungen begeistert sein.



INTERVIEW

Lieber Ewald Arenz, Sie schreiben Romane, Kriminalromane, historische Romane, Theaterstücke, Musicals – wieso jetzt ein Buch über Franken?

Weil ich in den letzten Jahren so viel in Deutschland herumgekommen bin, so viele unterschiedliche Regionen gesehen und dabei immer mehr festgestellt habe, wie schön meine Heimat sein kann.

In Ihrer Gebrauchsanweisung steht: »Ich bin in Burgsalach, einem kleinen Dorf, als protestantischer Pfarrerssohn in einem steingedeckten Jurahaus aufgewachsen. Fränkischer geht es vermutlich nicht.« Inwiefern?

Ach, das ist ja eigentlich so ein typischer Lebenslauf des 19. Jahrhunderts. So viele bekannte Schriftsteller sind aus fränkischen Pfarrhäusern hervorgegangen. Das muss irgendwie ein Muster sein. Und das steingedeckte Jurahaus – das ist besonders dort oben. Es gibt wenig Lehmgruben, aus denen man Ton für Ziegel gewinnen könnte. Deshalb wird dort eben mit Stein gedeckt. Schwer und kalt ... aber sehr pittoresk. Und dann ist dieses Dorf auch so typisch für Franken – keine Weltstadt im Miniformat wie Nürnberg.

Welche Eigenschaften würden Sie als typisch fränkisch bezeichnen?

Ich glaube, Understatement ist so richtig typisch für Franken. Wer nicht tiefstapeln kann, der geht irgendwann fort. Wie Lothar Matthäus etwa ...

Im Buch erwähnen Sie, dass die Einwohnerinnen und Einwohner Frankens gern innerhalb Frankens reisen. Gilt das auch für Sie? Haben Sie die Arbeit an der Gebrauchsanweisung zum Anlass genommen, um Ihre Heimat noch besser kennenzulernen?

O ja! Ich habe es geliebt, meine Ausflüge als Recherchereisen unternehmen zu können. Ich bin an so viele Orte gekommen, die ich auch noch nicht richtig kannte,

und habe Franken tatsächlich noch einmal mehr erlebt. Es war eine Freude, für dieses Buch unterwegs zu sein.

Bier oder Wein – welcher Fraktion fühlen Sie sich mehr zugehörig?

Ganz klar: Bier. Obwohl ich einem Schoppen Wein nie abgeneigt bin, ist doch die große Vielfalt des fränkischen Bieres ein immerwährender Genuss.

Lebkuchen oder lieber »Nämbercher«, also Nürnberger Bratwürste? Oder beides?

Lebkuchen. Und ich backe sie selbst. Wie alle meine Geschwister auch. Eine unumstößliche Familientradition.

Sie sind ein sehr erfolgreicher Schriftsteller und unterrichten im Hauptberuf Englisch und Geschichte an einem Gymnasium in Nürnberg. Haben Sie je darüber nachgedacht, den Lehrerberuf an den Nagel zu hängen?

Welcher Lehrer täte das nicht? Aber im Ganzen gehe ich immer noch mit großer Freude ins Klassenzimmer. Allerdings sind manche Termine, gerade in den letzten Jahren, schon sehr auf Kante genäht, und manchmal muss ich aus der Nürnberger Schule zum Zug stürzen, um rechtzeitig in Frankfurt auf der Messe zu sein.

Arbeiten Sie als Autor an mehreren Projekten zugleich, oder schließen Sie ein Buch erst ab, ehe Sie sich dem nächsten widmen? Hatten Sie die Gebrauchsanweisung im Kopf, während Sie an Ihrem neuen Roman »Zwei Leben« geschrieben haben?

Tatsächlich habe ich diese beiden Bücher parallel geschrieben. Das ging schon deshalb, weil in beiden Franken eine große Rolle spielt. Aber zwei belletristische Projekte könnte ich nicht parallel verfolgen. In diesem Fall ergänzten sich die beiden Arbeiten jedoch ganz wundervoll.

LESEPROBE

Wenn man an einem Frühsommertag durch Forchheim kommt, sollte man sich zunächst in eine der Wirtschaften in der Fußgängerzone setzen und ein Bier trinken. Das gilt übrigens für fast alle mittel- und oberfränkischen Ortschaften. Es gibt wenige Regionen auf der Welt, in denen die Dichte der Kommun-, Dorf- und Kleinbrauereien so hoch ist wie hier. Gebraut wird, was das Zeug hält, und hier ist nicht die Rede von den überall aus dem Boden schießenden Craftbrauereien, die von Kastanien bis Orangen alles Mögliche in ihr sogenanntes Bier tun. Nein. In Franken wird an allen Ecken und Enden Bier nach dem Reinheitsgebot gebraut, und das ist manchmal mittelmäßig, aber häufig auch sehr gut. Wenn man nun also biertrinkend vor einem Wirtshaus in der Fußgängerzone von Forchheim sitzt, dann ... halt, so schnell geht das gar nicht. Sie haben Ihr Bier noch gar nicht. Wir sind in Franken. Die Kommunikation zwischen Gast und Wirt kann hier, besonders in ländlicheren Gegenden, holprig sein. Nehmen Sie also erst einmal an einem leeren Tisch Platz. Vermeiden Sie es nach Möglichkeit, sich irgendwo dazusetzen. Sie sind weder in Bayern noch im Rheinland. Geselligkeit mit Fremden ist nicht des Franken erste Priorität. Nur, wenn die Not groß ist und es keine anderen Tische gibt, tritt man mürrisch an einen halb besetzten Tisch heran und fragt mit halb abgewandtem Blick oder besser noch wortlos mit einer knappen Geste, ob noch frei sei. Fühlen Sie sich nicht abgewiesen, wenn es bloß zu einem Kopfnicken ohne Lächeln reicht. Das ist praktisch eine herzliche Einladung. Nehmen Sie Platz und wundern Sie sich nicht, wenn Handtaschen oder Jacken aus Ihrer Nähe geräumt werden. Die Franken haben nichts gegen Fremde, aber sie sind etwas misstrauisch, wenn es um Fremde geht, die sie nicht kennen und die womöglich gar nicht von hier sind. Nun sitzen Sie also. Richten Sie sich ein. Es wird etwas dauern, bis eine Bedienung kommt, auch wenn die Wirtschaft nicht überfüllt ist. Auch das ist nicht persönlich gemeint; es ist einfach so. Beobachten Sie währenddessen die Einheimischen um sich herum

und versuchen Sie, sich den lokalen Gepflogenheiten anzupassen. Wenn also die Bedienung dann endlich bei Ihnen ist, werden Sie Folgendes sagen: »Ich hätte ein Bier.«

Ja. Ich weiß. Grammatikalisch ist das fragwürdig. Aber es ist nicht ganz unlogisch. Der Konjunktiv der Bestellung lässt erahnen, wie zerrissen die fränkische Seele zwischen Hoffnung und Pessimismus ist. Übersetzt könnte diese kurze Ansage etwa so lauten: Ich bestelle jetzt mal ein Bier, weiß aber, dass es lange dauern kann, bis es kommt. Vielleicht kommt es auch gar nicht, und stattdessen kommt eine Apfelschorle. Ich kann also nicht sicher sein, dass ich irgendwann ein Bier haben werde, sondern ich HÄTTE es, wenn alles gut läuft, wonach es nicht aussieht. Deswegen lohnt es auch nicht, ein Bitte anzuhängen oder sonst eine Freundlichkeit, denn die wäre angesichts der vielen Wagnisse, die mein Bier auf dem Weg zu mir durchmachen muss, ohnehin nur eine hohle Phrase. Weiter oben habe ich Ihnen über das magische fränkische Wort »ä wenig« erzählt. Es lässt sich vor alles stellen, aber denken Sie nicht einmal im Traum daran, »ä weng ä Bäia« zu bestellen. Bei Bier versteht der Franke keinen Spaß, und »ä wenig ä Bäia« ist außerhalb dessen, was er sich vorstellen möchte.

»Ein Bier« ist übrigens immer ein halber Liter Helles. Alles andere – Weizen, Pils, Dunkles – muss benannt werden. Und ein »kleines Bier« gibt es in Franken eigentlich nicht. Das Maß aller Dinge ist das Seidla. Ein halber Liter. In Bayern ist das Maß aller Dinge die Maß. Deswegen heißt es in bayerischen Gegenden »eine Halbe«. In Franken ist es das Seidla.

Nun haben Sie Ihr Bier vor sich und können Forchheim auf sich wirken lassen. Längs der Fußgängerzone fließt in Stein gefasst das »Bächla«. Es ist ein Rinnsal und trägt nur wenig dazu bei, die Straße aufzuhübschen. Die Sehenswürdigkeiten – die Kaiserpfalz, der Rathausplatz, die schönen Stadttore – sind sowieso nicht hier zu finden. Dieses etwas traurige Bächlein erzählt durch seine Winzigkeit aber etwas ganz Wesentliches über die fränkische Geografie: Franken ist trocken. Es fehlt fast überall an Wasser.

Und das liegt nicht daran, dass hier so viel Bier gebraut wird – allein in Forchheim sind es übrigens vier Traditionsbrauereien. Nein. Die Wasserarmut liegt natürlich an der Beschaffenheit des Landes. Südbayern ist wasserreich. Es regnet viel mehr als in Franken. Und wegen der unterschiedlichen Böden wird im Süden das Wasser viel besser gespeichert als in Franken. Deswegen gab es in Franken auch sehr viel weniger Seen als in Oberbayern, und der einzig schiffbare fränkische Fluss ist der Main. Nun ist Forchheim aber heute trotzdem eine Hafenstadt. Das klingt so ein bisschen nach einem brandenburgischen Paradoxon. Die Mark ist ja auch das seenreichste Bundesland, aber gleichzeitig das trockenste. In Franken liegt die Sache jedoch ein wenig anders. Die europäische Wasserscheide trennt den Main von der Donau, und schon im Hochmittelalter, im achten Jahrhundert, träumte Kaiser Karl von einem Kanal zwischen den beiden Flüssen. Schöne Idee ...

Was hingegen nicht schön ist: in einer Winternacht in Ansbach zu stranden. Man sollte meinen, dass solches nur in russischen Romanen des 19. Jahrhunderts geschieht, aber wieder falsch gedacht. Es kann passieren. Ich war auf der Rückreise von einer Lesung in München nach Nürnberg. Ein kurzer Blick auf die Karte wird auch jedem, der Geografie eher ablehnend gegenübersteht, sofort zeigen, dass Ansbach nicht auf dieser Strecke liegt. Nicht mal annähernd. Allerdings schneite es an jenem Vorweihnachtsabend, und die Deutsche Bahn kann viel, aber mit Schnee konnte sie damals nicht. Meine Überraschung, als wir nach mehr als vier statt der normalen anderthalb Stunden sehr langsamer Fahrt nicht in Nürnberg, sondern in Ansbach hielten, war grenzenlos. Ich wusste damals noch nicht, dass sich auch Zugführer verfahren können. Meine Überraschung nahm nicht ab, als ich hörte, dass der Zug nunmehr in Ansbach schlafen würde und erst am nächsten Morgen gegen acht Uhr in Nürnberg einfahren sollte.

Von Ansbach zu meinem Wohnort sind es in Luftlinie achtunddreißig Kilometer, und ich erwog kurz, heimzulaufen. Dann entschied ich mich, mein Lesehonorar auf den Kopf zu hauen und ein Taxi zu nehmen. Mein finanzieller Wagemut wurde jedoch nicht belohnt.

Ewald Arenz

1965 geboren, arbeitet als Lehrer für Englisch und Geschichte an einem Gymnasium in Nürnberg und lebt mit seiner Familie in der Nähe von Fürth. Er ist einer der vielseitigsten und erfolgreichsten Schriftsteller Deutschlands; seine Romane »Alte Sorten«, »Der große Sommer« und »Die Liebe an miesen Tagen« standen jahrelang auf der SPIEGEL-Bestsellerliste. Für seine Romane und Theaterstücke wurde Ewald Arenz mit zahlreichen Kulturpreisen ausgezeichnet. Zuletzt erschien sein neuer Bestseller »Zwei Leben«.

Ich musste die bittere Erfahrung machen, dass es in einer Werktagsnacht um zwei in Ansbach keine Taxen mehr gibt. Der einzige, sehr verschlafene Taxidienst, den ich erreichte, vertröstete mich auf den nächsten Morgen.

Ansbach in einer verschneiten Winternacht sieht sehr romantisch aus. Mein verzweifelter Versuch, per Anhalter zu fahren, scheiterte an einem eklantanten Mangel an Autos, die in dieser Nacht unterwegs waren. Ich habe in dieser Nacht sehr viele sehr pittoreske Sehenswürdigkeiten Ansbachs bewundert, aber mein Verhältnis zum Sitz meiner Bezirksregierung ist seither nicht mehr völlig unbelastet. Ganz im Gegenteil schwor ich mir am nächsten Morgen, völlig durchgefroren in einem eiskalten Zug gen Nürnberg fahrend, Ansbach nie wieder zu betreten. Besuchen Sie es trotzdem. Ich bin seitdem doch einige Male wieder dort gewesen, und es hat sich gelohnt. Die Residenz etwa. Sie war tatsächlich ein Herrschersitz, und es gibt dort eine Menge Barock und Rokoko. Und Porzellan. Denn in Ansbach gab es auch einmal eine wirklich bedeutende und für ihre Zeit hochmoderne Porzellanmanufaktur. Fayencen und Fliesen sind in der Residenz ausgestellt, die heute ein Museum ist. Oder vielmehr, in dem Teil, der heute Museum ist. In einem anderen Flügel sitzt die Regierung von Mittelfranken, und dass es dabei häufig zu Verwechslungen mit dem Museum käme, ist eine bösertige Verleumdung.

Zu jeder ordentlichen Residenz gehört ein Park oder zumindest ein Garten. Und natürlich eine Orangerie. Die ist jetzt wahrhaftig nicht klein. Pomeranzenhaus, so hieß das früher, denn in den Orangerien wurden in den kalten fränkischen Wintern die südlichen Pflanzen frostgeschützt aufbewahrt. Im Sommer gab es dort Feste und allerlei Lustbarkeiten, und das hat sich bis heute nicht geändert. Die Ansbacher Bachwochen finden unter anderem dort statt. Sie sind bei Kennern sehr geschätzt, und es gibt wirklich hochkarätige Konzerte und Symposien zu Bach, die man im mittelfränkischen Hinterland nicht unbedingt vermuten würde.

Der Hofgarten, in dem die Orangerie steht, ist aber durch Kaspar Hausers Tod berühmt geworden. Das Kind Europas, das große Rätsel, der enigmatische Star des neunzehnten Jahrhunderts, kam aus diesem

Hofgarten mit tödlichen Schnitten nach Hause und starb kurze Zeit später am Blutverlust.

Neben einer Spielbank, die sich in der westfränkischen Landschaft ziemlich fremd ausnimmt, hat Feuchtwangen vor allem die Kreuzgangspiele und einen historischen Stadtkern, der in der Literatur oft als fränkischer Festsaal bezeichnet wird. Feuchtwangen war eine dieser kleinen Reichsstädte, die günstig an Handelsstraßen lagen und daher im Mittelalter recht wohlhabend wurden. Aus diesem Grund – weil Feuchtwangen klein war und wohlhabend – wurde die Stadt allerdings schon in der frühen Neuzeit endgültig verpfändet und verlor damit eigentlich den Status der freien Stadt.

Die Kreuzgangspiele lohnen sich. Das Konstrukt dieses Freilichttheaters in den Kreuzgängen des ehemaligen Benediktinerklosters ist sehr ungewöhnlich. Es ist sozusagen ein Stadttheater mit festem Ensemble, das aber nur im Sommer spielt, wenn alle anderen Pause haben. Das bedeutet, dass es sich hier nicht um ein Laientheater handelt, dem man mit Nachsicht begegnen muss, sondern hier wird solide inszeniert. Kurz nach dem Krieg wurde damit begonnen – die Kreuzgangspiele wurden zu einer Erfolgsgeschichte. Und wirklich, die Atmosphäre an einem Sommerabend ist ganz besonders. Wobei es sich empfiehlt, Decken und Polster mitzunehmen. Obwohl Feuchtwangen schon fast im Schwäbischen liegt – die Sommerabende sind manchmal doch recht fränkisch frisch. Wer hingegen aus Schleswig-Holstein kommt, wird sich im Seidenhemd zurücklehnen und den Abend genießen.

Noch ein klein wenig kühler, dafür aber fast antik anmutend ist der neue zusätzliche Spielort im Nixelgarten, nah an der Stadtmauer gelegen. Die Bankreihen sind steil angeordnet; es gibt eine kleine, bezaubernde Bühne und eine dazugehörige Scheune, in der zur Not auch gespielt werden kann.

Was mich aber mit Feuchtwangen besonders verbindet, ist eine Birne. Als ich für den Roman »Alte Sorten« viel im Land umhergefahren bin und versucht habe, über alte Birnensorten zu recherchieren, da bin ich auf die Butterbirne gestoßen. In Franken gab es lange nicht nur die Streuobstwiesen, die irgendwann immer mehr verschwanden, bis sie heute

mühsam wieder renaturiert werden, sondern auch die Sitte, entlang der Feldwege und Landstraßen Obstbäume zu pflanzen. Im Fürther Land – meiner Gegend – ist das nach wie vor so, und die Gemeinde kennzeichnet die Bäume, von denen man im Herbst kostenfrei ernten darf. In ganz Franken sind es dabei vor allem viele alte Birnensorten, die am Graben entlang gepflanzt wurden und zum Teil sehr seltene Sorten trugen. Darunter war eben die Winterbirne, die ein sehr zartes Fleisch hat, das – wie Butter – im Munde zergeht. Diese saftige Zartheit bedeutet aber auch, dass sie den Weg in die Supermärkte niemals finden wird, weil sie praktisch nicht ohne Druckstellen zu transportieren ist. Auch deshalb gab es immer weniger von diesen alten Sorten. Die Winterbirne, die eigentlich schon im Oktober genussreif geerntet wird, ist in Feuchtwangen als Zufallskreuzung entstanden. Vielleicht, wenn Sie die Romantische Straße entlangfahren und in Feuchtwangen auf dem schönen Markt Halt machen, bekommen Sie sie an einem der Stände. Ich kann aus Erfahrung sagen: Sie lohnt sich.

Bevor Franken erfunden wurde, muss das Schäuferla schon dagewesen sein. Man kann sich in Franken gleichgeschlechtliche Ehen vorstellen, man kann sich zähneknirschend vorstellen, dass zehntausend Dürerhasen aus grünem Plastik auf dem Nürnberger Hauptmarkt Kunst sind, man kann sich auch vorstellen, dass Franken eines Tages ein eigenes Bundesland wird.

Was man sich nicht vorstellen kann, ist ein Sonntag ohne Schäuferla. Wenn die Münchner auf die Idee kämen, das Schäuferla aus Neid gesetzlich verbieten zu lassen, gäbe es einen Volksaufstand, gegen den selbst die kurze Räterepublik Fürth wie eine Kirchweih wirken würde. Selbst die Vegetarier würden mit der Waffe in der Hand dagegen demonstrieren. Das Schäuferla oder Schäufala – je nach Landstrich – ist das Schulterblatt des Schweins und wird meist mit Sellerie und Karotten im Ofen gegart. Die dunkle Bratensoße, die dabei entsteht, wird dann entsprechend nach Gusto gewürzt, manchmal kommt etwas dunkles Bier hinein, manchmal noch zusätzlich etwas Fleischbrühe, und sie ergibt dann die berühmte Soß, die man auch zum Kloß bekommt, wenn man

Bevor
Franken
erfunden wurde,
muss das
Schäuferla
schon dagewesen
sein.

kein Fleisch isst. In Mittelfranken wird manchmal Salat dazu gereicht, der aber nicht ernst genommen wird. In Oberfranken kann es dann auch Kraut sein, das ohnehin gut zu den Klößen passt, die manchmal halbroh, manchmal fein sind. Halbroh heißt übrigens nicht, dass die Klöße nicht fertig sind, sondern bezieht sich darauf, wie grob die Kartoffeln gerieben wurden, aus denen sie gemacht sind. Dazu wird dann Bier getrunken.

Mehr ist dazu nicht zu sagen. Die Sache ist einfach. Und dennoch kann es einen halben Tag lang Thema sein, wie knusprig die Schwarte war, ob sie vor dem Backen richtig eingeschnitten wurde, wie ihre Färbung war ... es ist für Außenstehende manchmal schwer nachvollziehbar. Aber zu Franken gehört das Schäuferla nun einmal dazu wie die Nürnberger Würstchen. Man kann sich die landschaftlichen Schönheiten Frankens durchaus als Vegetarier oder Veganerin erschließen, aber das Wissen um die Küche dieses Landstrichs wird ohne das Schäuferla lückenhaft bleiben.

Macht aber nichts. Zum Glück gibt es da noch die legendären Brände der Streuobstwiesen. Und den Spargel. Außer Beelitz im Brandenburgischen gibt es wahrscheinlich wenige Landstriche, die so besessen von Spargel sind wie die Mittelfranken. Es wächst ja nun nicht überall, dieses Edelgemüse, das so viel Aufmerksamkeit will. Es braucht

≈

*Das sind die
Franken
eben auch.
Gnadenlos
offen, wenn
ihnen etwas
nicht passt.*

leichte, sandige Böden, und die gibt es, außer in der Streusandbüchse des Reichs, wie Brandenburg früher spöttisch genannt wurde, vor allem in Mittelfranken.

Es muss in Lauf gewesen sein, dass mir das Wesen der Franken, schon vor etlichen Jahren, blitzlichtartig klar geworden ist. Ich hatte eine Lesung in der dortigen Stadtbibliothek. Fränkische Veranstalterinnen lieben es, wenn man als Autor etwa eine Stunde vor Beginn der Lesung da ist. Es gibt keinen besonderen Grund dafür, außer vielleicht dem, dass sie dem Publikum zuvorkommen wollen, das normalerweise eine Dreiviertelstunde vor Beginn der Lesung kommt. Das ebenfalls aus keinem besonderen Grund, denn bei den meisten Lesungen sind auch nach Beginn noch Stühle frei. Um einen besonderen Platz geht es auch nicht, denn mit großer Sicherheit setzen

sich die Damen und Herren mit eingeschränktem Hörvermögen in die vorletzte Reihe, um sich dann nach Beginn der Lesung zu beschweren, dass man hinten schlecht hört.

Ich hatte mich also an diesem Abend um sieben Uhr brav bei der Veranstalterin zur Stelle gemeldet, woraufhin die erleichtert aufatmete und meinte, sie hätte mich schon anrufen wollen, wo ich denn bliebe.

Ich sei ja jetzt da, antwortete ich höflich lächelnd und wollte gehen, um die nächsten fünfzig Minuten totzuschlagen, indem ich irgendwo noch eine Tasse Kaffee trinken ging. Ich weiß sehr viel über die Cafésituation in fränkischen Städtchen zwischen neunzehn und zwanzig Uhr. Man lernt dabei einiges über Infrastruktur, Arbeitslosigkeitsrate, durchschnittliches Einkommen der Bürgerschaft sowie die Jugendkultur des jeweiligen Orts. In diesem Falle jedoch wurde ich von den ersten Besucherinnen meiner Lesung aufgehalten, die selbst für fränkische Verhältnisse etwas früh gekommen waren, nämlich um zehn nach sieben. Sie erkannten mich – was nicht schwer war und worauf ich mir auch nichts einbildete, denn ich stand mit meinem Buch in der Hand noch dort, wo ich später lesen würde – und sprachen mich freundlich an.

»Sie san gwiess der Herr Arenz?«

Ich bestätigte das, weil es ja auch stimmte. Die zwei Damen, beide schon etwas fortgeschrittenen Alters, nickten befriedigt. Dann fiel ihr Blick auf das Buch in meiner Hand.

»Mir ham denkt, Sie lesn die Familienschichtla.«

Das war weniger eine Frage als vielmehr Ausdruck einer gewissen Enttäuschung.

Ich verneinte höflich. Ich läse aus dem neuen Roman. Wie es auch in der Vorankündigung sowie auf den Plakaten annonciert worden sei.

Kurzes Schweigen.

»Wall mir meeng die Gschichtla. Die san scho ned schlecht.«

Hohes Lob! Wirklich. Ich bedauerte jetzt schon, dass ich aus dem Roman lesen würde, denn der Abend versprach weniger erfolgreich zu werden, als ich gehofft hatte.

»Der Roman ist ganz neu!«, versuchte ich das Interesse der beiden zu wecken. Es gelang nur bedingt. Dann jedoch ein Lichtblick.

»Sie hamm doch des Mjusigäl a gschriem, oddä? Des hamm mir gseng. Im Dheader in Fädd, gell?«
Der Abend hatte doch noch eine Chance.

»Ja!«, bestätigte ich stolz, »das ist auch von mir.«

»Des«, sagte die resolutere der beiden Damen abschließend, »hadd uns ned gfalln.«

Ja.

Das sind die Franken eben auch. Preußisch pünktlich. Gnadenlos offen, wenn ihnen etwas nicht passt. Manchmal etwas rückwärtsgewandt, aber dabei mit dem kleinen Fünkchen Neugier auf das Unbekannte. Und sei es nur, um es danach für immer abzuqualifizieren. »Des had uns ned gfalln.« Mehr braucht es nicht; keine literaturkritische Betrachtung und kein künstlerisches Kolleg.

Der Abend in der Stadtbibliothek verlief mäßig erfolgreich.

Eine Heimat sucht man sich so wenig aus wie die Eltern. Sie ist Schicksal. Man kann zwar darum bitten, zur Adoption freigegeben zu werden, aber auch das entspannt die Beziehung selten ganz. Und wie es denn auch mit der Familie ist, so ist es auch mit der Heimat. Man streitet sich mit ihr, man verträgt sich, man schämt sich manchmal für sie und fällt die vernichtendsten Urteile über den einen oder anderen Verwandten, solange man im kleinen Kreis ist, aber nach außen hin verteidigt man sie voll feurigem Eifer.

Vielleicht ist es mit anderen Regionen anders als mit Franken. Wäre ich in Paris geboren oder in Berlin oder in Heidelberg – wer weiß? Vielleicht hätte ich ein unkomplizierteres Verhältnis zu meiner Heimat. Aber ich bin nun einmal in Nürnberg geboren und in Franken aufgewachsen. Ich verstehe alle seine Dialekte, ohne einen davon zu sprechen. Ich stöhne über die verdruckst provinzielle Mentalität und liebe doch auch gerade die Kleinteiligkeit dieser uralten Kulturlandschaft, in der sich so viele europäische Wege kreuzen. Franken hat seit Jahrmilliarden keinen Meeresstrand mehr und keine majestätischen Gebirge. In erster Linie ist es einfach da.

Aber was schreibe ich ... kommen Sie vorbei und schauen Sie selbst. Denn es ist wie mit jeder Familie: Wenn man sie erst einmal von innen erlebt, dann beginnen die Geschichten.



27.
FEB
2025

EWALD ARENZ
GEBRAUCHSANWEISUNG FÜR FRANKEN

Flexcover mit Klappen

240 Seiten

16,00 € (D) 16,50 € (A)

ISBN 978-3-492-27773-0

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum
Erscheinungstermin auf [piper.de/leseexemplare](https://www.piper.de/leseexemplare) oder
schreiben Sie eine E-Mail an: sales_reader@piper.de
(BuchhändlerInnen), press@piper.de (Presse)

PIERRE JARAWAN

FRAU IM MOND

Am 4. August 1966 zündet eine Gruppe Studenten, die Lebanese Rocket Society, eine Weltraumrakete – das Zeichen für eine blühende Zukunft des Libanons. Auf den Tag genau 54 Jahre später kommt es im Beiruter Hafen zu einer Explosion, die das Land erschüttert. Meisterhaft verknüpft Pierre Jarawan diese beiden historischen Ereignisse zu einer Kontinente verbindenden Familiengeschichte weit über das Schicksal des Nahen Ostens hinaus. Denn im kanadischen Montréal stoßen die Zwillingsschwestern Lilit und Lina auf Spuren ihrer unbekanntes armenischen Großmutter Anoush ...

»Frau im Mond« ist der Roman eines großen Erzählers – vielschichtig, lebensprall und voller tragikomischer Ereignisse. Ein sagenhaftes Lesevergnügen!



LESEPROBE

Die Geschichte, wie ich sie kenne, geht so: Während Dana, unsere Mutter, auf der Fähre nach Longueuil zwischen zwei Brücken zwei Kinder gebar, stieg unser Großvater Maroun einige Kilometer entfernt die Feuerterrasse des Seniorenwohnheims New Hope hinauf, um eine Rakete zu zünden. Dana trug ein Hochzeitskleid, Großvater seinen besten Anzug und Hut. Es gibt ein Polaroid, das Jules, unser Vater, aufgenommen hat. Es zeigt Dana auf Deck, kurz nach der Entbindung. Von Großvater gibt es ebenfalls ein Foto. Es findet sich auf Seite elf der *Montréal Gazette* vom 5. August 1986 und zeigt ihn im Moment seiner Verhaftung.

Unsere Eltern waren in diesem Sommer beide 34 Jahre alt und zum Unverständnis einer Heerschar von Verwandten und Freunden noch immer unverheiratet. Dabei boten Dana und Jules selbst hoffnungsvollsten Romantikern kaum Anlass zum Optimismus. In den 15 Monaten ihrer Beziehung hatten sie es vollbracht, drei Mal umzuziehen, sich zwei Mal zu trennen und einmal schwanger zu werden. Es war, als hätte Amor die beiden füreinander bestimmt, seinen Pfeil jedoch sturztrunken abgeschossen. Was auch immer die beiden zum Heiratsentschluss bewog: Es scheint einer jener Zufälle zu sein, die nur das Leben bietet und die allen guten Geschichten zugrunde liegen, dass sie den 4. August als Datum wählten.

»Anscheinend hatte ganz Montréal vor, an diesem Tag zu heiraten«, erzählte Mutter. »Wir hatten keine Feier geplant, das Drumherum fiel weg; aber wir bekamen keinen Termin im Standesamt.«

Anstatt auf ein anderes Datum auszuweichen, schlug Jules vor, die Fähre vom Old Port Montréal nach Longueuil zu nehmen, um die Eheschließung im dortigen Amt zu besiegeln. Unsere Eltern besaßen kein Auto, und hätten sie eins gehabt, sie hätten dennoch die Fähre genommen, denn die Staus auf den Brücken waren schon damals berüchtigt. Dana willigte ein. Sie war erst in der 29. Woche. Bis auf einen Hang zu wirren Träumen und Kurzatmigkeit, gab es für sie keine Beschwerden. Die Strecke über den Fluss war sieben Kilometer lang. Was sollte da schiefgehen?

Zur selben Zeit verfolgte unser Großvater seinen eigenen Plan. Um ihn umzusetzen, trug er sich drei Wochen in Folge für den Küchendienst im Seniorenwohnheim ein. Das New Hope hatte einen Speisesaal. Jeden Abend ab 17:30 Uhr reihte man sich vor der Theke ein, wo Köche das Essen auf die Teller gaben. Es gehörte zum Konzept, sich als Bewohner einbringen zu können. Es gab Beete, die gepflegt, Bücher, die sortiert werden wollten. Und es gab den Küchendienst. Im Durcheinander von Alltagsgesprächen und Besteckklirren schob Großvater Abend für Abend einen Geschirrwagen vor sich her, räumte dort ab, wo jemand aufgestanden war, wischte Krümel von Tischen und hielt sich ansonsten im Hintergrund. Das konnte er gut. Wir kannten ihn als plaudernden, herzlichen Mann, doch das war er vor allem im Kreis der Familie. Für die Bewohner war Maroun el Shami wie ein Buch im Regal, an das man nur über eine Leiter herankam. Zwar grüßte er höflich, blieb jedoch nirgendwo länger stehen. Wenn er sich auf die Spieleabende einließ, mittwochs im 3. Stock, setzte er sich stets vor das Schachbrett, bis sich jemand fand, der es als das annahm, was es war: die Einladung, gemeinsam zu schweigen. Auf Gespräche über Politik oder – schlimmer noch – Sport, ließ Großvater sich nicht ein, und falls er doch eine Meinung zu Brian Mulroney als Premierminister hatte oder zu Guy Lapointes Verteidigungskünsten auf dem Eis, so blieb die im New Hope ein Geheimnis.

Als er mit der Umsetzung seines Plans begann, war er unsichtbar geworden. Die Leute hatten aufgehört, ihn in Gespräche verwickeln zu wollen. Und so nahm auch niemand Notiz von dem Rucksackbeutel, den er über der Schulter trug: leer, wenn Großvater den Küchendienst begann, leicht ausgebeult, wenn er den Speisesaal verließ.

Etwas kann so oft und eindrücklich erzählt werden, dass man meint, sich selbst an die Ereignisse zu erinnern. Wir bekamen die Geschichten bereits als Kinder zu hören, und über die Jahre wurden sie bei verschiedenen Anlässen wieder und wieder erzählt.



ETWAS KANN SO OFT UND EINDRÜCKLICH ERZÄHLT WERDEN, DASS MAN MEINT, SICH SELBST AN DIE EREIGNISSE ZU ERINNERN.

Ursprünglich waren es zwei getrennte Geschichten. Doch mit der Zeit verbanden sie sich zu einer Erzählung, die bei Familienfesten im Rauch der Grillfeuer weitergegeben wurde. Oder wir bekamen sie im kleinen Kreis vorgetragen, beim Sonntagsfrühstück, nur in Gegenwart unserer Eltern und unseres Großvaters. Lina und ich liebten diese Geschichte. Obwohl wir darin kaum vorkamen, standen wir im Mittelpunkt.

»Ist die Rakete echt so weit geflogen?«

»Ist der Krankenwagen mit Blaulicht gefahren?«

»Hat Abu Hamza Rache geschworen?«

Immer wieder stellten wir unsere Fragen, auch wenn wir die Antworten kannten. Selbst nach Jahren hofften wir, den Erwachsenen noch etwas Unerwartetes zu entlocken.

Für unsere Mutter muss es ein aufreibender Sommer 1986 gewesen sein. Nicht nur wegen der Temperaturen, unter denen die Stadt schwitzte, sondern auch weil es ein Sommer der Veränderungen war. Die Schwangerschaft, natürlich. Ihr Körper. Die nahende Trauung. Aber jetzt kam mit dem Rückzug von der Arbeit auch ein selbstauferlegtes Innehalten hinzu, und das war Dana nicht gewöhnt. Als Kinder wuchsen wir in einem engen Häuschen auf, weit außerhalb des Stadtkerns. Es hatte verwinkelte Zimmer, schiefe Treppen und Türrahmen, und da es im Schatten größerer Häuser stand, schien kaum einmal die Sonne in unsere Fenster. Doch dank der Fähigkeit unserer Mutter, in Räumen Dinge zu sehen, war es ein schönes Haus. Es wandelte sich mit den Jahreszeiten. Es war diese Fähigkeit, mit der Dana sich Mitte der 70er-Jahre einen der raren Jobs in Montréals Filmindustrie gesichert hatte. In Hollywood fand damals eine Zeitenwende statt. Junge Regisseure rebellierten gegen das System der großen Studios. Namen wie Friedkin, Bogdanovich, Polanski, Scorsese oder Coppola machten die Runde, und mit den Geschichten, die sie erzählten, sickerte das echte Leben in die Filme ein: moralische Verwerfungen, scheiternde Helden. Montréal war gerade dabei, sich einen eigenen Namen zu machen.

Seit jeher war die Stadt Anziehungspunkt für Menschen aller Herkunft gewesen, um sich hier niederzulassen oder als Tor nach Westen, und diese Einflüsse hatten das Stadtbild geprägt. Die Regisseure, die nun auf die Bildfläche drängten, noch ohne Zugriff auf die großen Budgets, fanden in Montréal eine Stadt, die jede Stadt der Welt zu sein vermochte. Dana fand einen Job als Locationscout in einer Produktionsfirma, was sämtliche Verwandte vor Stolz beinahe platzen ließ und zu der Annahme verleitete, sie werde bald mit Marlon Brando beim Frühstück sitzen. Und falls nicht, könnte sie ihren Angehörigen fortan zumindest freien Eintritt in jedes Kino der Stadt verschaffen. Sie begann, ihre Umgebung mit neuen Augen zu sehen. Montréal konnte sich in New York, Baltimore, Detroit, Chicago, Paris, Warschau oder Berlin verwandeln. Oder auch in das Montréal eines anderen Jahrhunderts. Was sie an ihrem Beruf liebte, war die Möglichkeit, die Stadt von innen zu sehen. Sie kannte die Straßen und Gassen seit Kindheitstagen, wusste, wie Wege miteinander verbunden waren. Doch jetzt erhielt sie mit nur einem Anruf Zutritt zu Wohnungen, Häusern, Palästen, die man sonst nur von außen kannte.

»Ist wie die Bürgermeisterin, unsere Dana«, sagten die Verwandten.

»*Frau im Mond* nimmt uns schon auf den ersten Seiten wieder mit auf eine poetische Bilderreise und umfängt uns mit diesem zärtlichen Zauber und der unvergleichlichen Sprachmelodie die Pierre Jarawan so besonders machen.«

VERA KAHL,
BUCHHANDLUNG BLATTGOLD, MÜNCHEN

»Wer Jarawans wunderbare Romane kennt, weiß, was dieser Autor kann: ganz eigene, originelle Geschichten erzählen, Atmosphäre und Tiefe erzeugen, Personen erschaffen, die man unbedingt kennenlernen will. Dem Sog, den diese Geschichten auslösen, kann und will man sich nicht entziehen.«

KARIN STAISCH,
AUTORENBUCHHANDLUNG MÜNCHEN

»Pierre Jarawan ist wieder ein Meisterwerk gelungen! Fein gezeichnete Charaktere, Geschichten in der Geschichte, unglaubliche Nebenschauplätze und der rote Faden, der alles zu einem Ganzen fügt. Mit Lilit hat er eine Erzählerin mit einem ganz eigenen Erzählton geschaffen, die uns mitnimmt, die Wurzeln ihrer weit verzweigten Familie zu ergründen.«

TINA KRAUSKOPF,
BUCHHANDLUNG KRAUSKOPF, NEUMÜNSTER

»Mit wunderbarer Leichtigkeit zieht Pierre Jarawan die Leserschaft in die Geschichte hinein, schnell sitzt man neben den Zwillingen Lilit und Lina und begleitet die beiden durch ihre Familiengeschichte von Kanada bis in den Nahen Osten. Ein Buch dieses Autors zu lesen ist wie ein Abend am Lagerfeuer – bei *Frau im Mond* wünscht man sich, dass dieser Abend niemals endet. Für Herz, Hirn und Seele gleichermaßen wohltuend wie förderlich.«

DENNIS WITTON,
BUCHHANDLUNG WORTREICH, KERPEN

Anfangs, das gab Vater später zu, war er wenig begeistert gewesen von der Idee, ein Kind in die Welt zu setzen. Er war das 4. von acht Geschwistern und erinnerte sich, wie es sich anfühlte, wenn man von älteren Brüdern in Schränke gesperrt oder in Mülltonnen gesteckt wurde, es aber nicht an den Jüngeren auslassen konnte, weil die einfach zu klein waren. Der Altersunterschied zu seiner jüngsten Schwester Emma betrug 16 Jahre. Und weil sein Vater früh verstorben und seine Brüder früh ausgezogen waren, hatte er mit 15 bereits das Gefühl gehabt, den ganzen Spaß – Windeln, Weinen, Wutausbrüche – schon hinter sich gebracht zu haben. Jules' Zweifel verflogen erst, als er Dana an einem verschneiten Tag Anfang März zum Ultraschall begleitete. Ihre Hand lag in seiner. Schneeflocken schmolzen auf ihren Jacken und tropften auf den Boden des Untersuchungszimmers. Er sah auf das Monitorflimmern, hörte das Herz seines Kindes schlagen. Und fand es unglaublich. Als er im Kollegenkreis davon erzählte, imitierte er das Pochen, indem er mehrmals schnell gegen einen Pfannenboden klopfte. Jules arbeitete für ein Filmstudio. Er bereite nicht nur Mahlzeiten für die Crew vor, die sich in den Drehpausen an langen Tischen traf, sondern auch das Essen für Szenen des Drehs. Das Sandwich zum Beispiel, in das Stacy Keach als Huntley McQueen in *Two Solitudes* beißt, hat unser Vater geschmiert. Natürlich hielt er die Bedeutung von Essen im Film für maßlos unterschätzt. Scorseses *Raging Bull* fand er in erster Linie wegen des falsch gebratenen Steaks interessant, das Jake LaMotta, gespielt von Robert De Niro, ausrasten lässt. Die Hummer-Szene in *Annie Hall* fand er nicht Woody Allens gespielter Angst wegen toll, sondern weil er nie zuvor so makellose Scheintiere auf der Leinwand gesehen hatte. Am liebsten aber mochte er den Anfang von *Breakfast at Tiffany's*, als Audrey Hepburn 59 Sekunden nach Filmbeginn in einen dänischen Plunder beißt und sich dabei zur Melodie von *Moon River* im Schaufenster spiegelt. »Dieses Gebäck«, sagte er, trage »den gesamten Film. Besser wird's nicht mehr.«

Die Untersuchung jedenfalls ließ die Dinge, die Jules wichtig waren, auf unerwartete Weise zusammenkommen. In den Tagen nach dem Ultraschall begann er, in Lebensmitteln Föten im Zustand der 8. Woche zu sehen: in Brombeeren, Shrimps oder Kidneybohnen.

»Ist doch nicht zu glauben«, murmelte er jedes Mal. Seine Sorgen machten Vorstellungen von einer Zukunft Platz, die gar nichts Erschreckendes mehr hatten. Die Unsicherheit kehrte nur kurz zurück, als er Dana zum nächsten Termin begleitete, wo der Ärztin ein »Hoppla« entfuhr, gefolgt von einem: »Da ist ja noch eins.«

Vor seiner Verhaftung am 4. August hatte Großvater nur einziges Mal die Aufmerksamkeit der anderen Heimbewohner erregt. Im Januar 1986, als er plötzlich aus der hintersten Reihe des Fernsehzimmers aufstand, nach vorn ging und die Dame mit der Fernbedienung bat, noch einmal auf einen Sender zurückzuschalten, den sie gerade übergangen hatte. Die Dame reagierte verdutzt – sie hatte diesen Mann noch nie sprechen gehört. Aber sie tat ihm den Gefallen. Zu sehen war ein Nachrichtenprogramm. Zwei Moderatoren starrten auf eine Rauchsäule am Himmel. Großvater wusste sofort, was passiert war. Er hatte sich vorgenommen, den Start der Challenger live zu verfolgen, doch er war 79 Sekunden zu spät. Die Moderatoren sagten nichts. Schauten nur zu, wie sich der Rauch über den Himmel verteilte. Und dann die knisternde Stimme des per Telefon verbundenen Reporters, der verkündete: »Flight director confirms, the vehicle has exploded.« Ein Mann in der ersten Reihe schnarchte. Die Dame mit der Fernbedienung blinzelte Großvater an. Seine Aufmerksamkeit aber galt allein der Mattscheibe. Ob es das Ausmaß der Tragödie war, das ihn eine Träne verdrücken ließ, oder die Tatsache, dass niemand sonst davon ergriffen schien, ist unklar. Klar ist, dass es eine dieser Episoden war, die einem später als bedeutsam einfallen. So muss es Noah Trembley (83) gegangen sein, der im eingangs erwähnten Zeitungsartikel als Zeuge zu Wort kommt. Darin kombiniert er seine Erinnerungen an den Fernsehabend mit Großvaters Raketenbau und folgert: *Es muss da ein Faible gegeben haben.*

Willkommen im Seniorenwohnheim New Hope. Wir bieten Ihnen Wohn- und Lebenskultur auf hohem Niveau in einem der schönsten Stadtteile Montréals. Geschäfte, Banken, Ärzte und Cafés: All das finden Sie in unmittelbarer Nähe. Gestalten Sie Ihr Leben frei und selbständig, genießen Sie die Gesellschaft anderer Senioren.

Und verlassen Sie sich auf unsere Unterstützung, sobald Sie diese brauchen: Überzeugte Köche, unkomplizierte Hausmeister und liebevolle Pflegekräfte freuen sich darauf, Ihnen einen unbeschwerten Lebensabend zu bereiten. Großvater hatte diese Beschreibung mehrfach gelesen. Bei einem seiner Spaziergänge im Parc Mont-Royal hatte der Prospekt in der Auslage eines Kiosks gelegen. Im Herbst 1985. Anschließend hatte er eine Pro- und Conraliste erstellt. Pro: - Montréal, - Cafés, - frei und selbständig, - überzeugte Köche. Contra: - Ärzte, - andere Senioren, - Lebensabend.

»Vier zu drei«, sagte er schließlich zu meinen Eltern. Sie saßen in dem winzigen Wohnzimmer, alle ein bisschen ratlos, aber auch erleichtert über die Aussicht auf Veränderung.

Unser Großvater Maroun stand im Herbst 1985 noch unter dem Eindruck der Beerdigung seiner Frau, unserer Großmutter Anoush, und Dana und Jules fürchteten, der Verlust werde ihn orientierungslos machen. Lina und ich haben unsere Teta leider nie kennengelernt. Wir kannten nur das Foto an der Wand, das eine Frau auf einer von Pinien gesäumten Anhöhe zeigte. Darüber hinaus war sie in Geschichten präsent, die Dana oder Großvater über sie erzählten und die auf einen tieferen Kosmos verwiesen, der sich uns nie ganz erschloss. Nach ihrer Beerdigung hatte Maroun wie ein Asteroid gewirkt, der ohne Umlaufbahn durchs Universum driftete. Er hörte auf, sich zu waschen und zu rasieren. Eines Sonntags im September griff die Polizei ihn in der Nähe des St.-Josephs-Oratoriums auf, weil man ihn für einen Obdachlosen hielt. Auf Danas Wunsch hin hatten unsere Eltern ihn bei sich aufgenommen.

Sie lebten nur ein paar Wochen zu dritt. Großvater im Schlafzimmer unserer Eltern, die beiden auf der Wohnzimmerecouch. Dann, im Oktober 1985, kam er mit besagtem Prospekt nach Hause.

»Du bist zu jung fürs Altersheim«, sagte Dana.

»Das ist kein Altersheim, sondern ein Seniorenruhesitz«, wandte er ein.

Sie erörterten die Vorteile: Er würde in ihrer Nähe bleiben, ohne dass sie das allzu wörtlich nehmen mussten. Er wäre betreut, falls nötig. Die größte Herausforderung bestand, wie sie bald feststellen mussten, darin, all die empörten Verwandten abzuwehren, die vorstellig wurden, als die Nachricht sich herumsprach.



DIE PERSER, DAS HATTE ER IN DER SCHULE GELERNT, BENANNTEN DIE HIMMELSRICH- TUNGEN NACH FARBEN.

Aber der Entschluss der drei stand fest. Und die Aufregung hatte sogar etwas Gutes: Als Dana und Jules sich später dazu entschieden, auf ein Hochzeitsfest zu verzichten, gab es kaum noch jemanden, der sich empörte: Nichts anderes hatte man von diesem Doppelpack erwartet.

So kam unser Großvater also ins New Hope. Dort bezog er ein Zimmer mit Bad im 1. Stock, und allem Anschein nach schien er sich schnell einzufinden. Und das bringt mich zurück zu seinem Rucksackbeutel. Er hatte ihn beim *Was-Wann-Wo*-Quizturnier des lokalen Altenheimverbands gewonnen. Offenbar im Versuch, während der ersten Tage nach seinem Einzug Bereitschaft zur Integration vorzutäuschen, hatte er sich von Dana zur Teilnahme überreden lassen, und einen ganzen demütigenden Nachmittag lang hatten er und sein Viererteam sich mit den Bewohnern des Good Garden's Glory und den Titelverteidigern der Senior's Sunrise Residence duelliert. Wir fanden den Beutel erst viel später in einer Kiste auf dem Dachboden. Fortan hing er als Trophäe in unserem Kinderzimmer am Türhaken.

Wenn die Heimbewohner gegangen waren, stapelte unser Großvater das Geschirr auf den Wagen. Der Speisesaal hatte einen Linoleumboden. Glühbirnen warfen Lichtinseln von der Decke, und er umkurvte sie mit dem Gefährt auf dem Weg in die Küche. Diese Abende verliefen in angenehmer Gleichförmigkeit.

Auf den Fluren wurde es leiser. Das Personal für die Nachtschicht kam und zog sich mit den Pflegekräften für die Übergabe zurück. In den Zimmern wurden Fernseher eingeschaltet, Stimmen überlagerten einander durch die Etagenwände. Im Verlauf seiner drei Dienstwochen ließ Maroun 26 Packungen Backpulver aus der Küche mitgehen. Jedes Mal ein paar. Und auch etwa zwei Flaschen Essig schmuggelte er in dem Beutel hinaus.

Dann, eines Abends Ende Juli, geschah etwas Unvorhergesehenes. Ein Ereignis, das er immer mit einer gewissen Beiläufigkeit in seine Erzählung einflocht. Für diesen Abend war der Speisesaal in einen Ballsaal umfunktioniert worden. Das Heim feierte Sommerfest. Den Tag über beobachtete Großvater mürrisch, wie die *unkomplizierten Hausmeister* Tische und Stühle neu anordneten, auf Leitern stiegen, um Girlanden aufzuhängen, und Paletten heranschleppten, aus denen sie eine Bühne zimmerten. Mit Einbruch der Dunkelheit stand er an der Tür, die in den Garten führte. Er hörte der Band beim Spielen, sah den Bewohnern beim Tanzen zu.

»Sie hatten an drei Stellen im Saal die Lampenhalter abgeschraubt und für diesen Abend Kronleuchter angebracht«, erinnerte er sich. Doch einer der Kronleuchter fiel aus. Das spärliche Licht ließ den Linoleumboden weich erscheinen, sodass die Illusion von Kerzenschein aufkam und damit eine nostalgische Abschlussballatmosphäre, die sämtliche Heimbewohner sowie das Personal dazu verleitete, Erinnerungstrunken auf die Tanzfläche zu drängen. »Die Gefahr, zum Tanz aufgefordert zu werden, war einfach zu groß.« Maroun ging also in den Garten.

Damals wie heute war Montréal eine große Stadt. Aber die meisten Hochhäuser, die jetzt das Stadtbild prägen, waren noch nicht gebaut. Maroun blickte in dieser Sommernacht also vom erhöhten Punkt des New Hope auf einige verstreute Lichtsprengsel, der Garten lag in Dunkelheit. Er lebte so lange hier, dass es ihm leichtfiel, sich von jedem Punkt aus zurechtzufinden. Die Perser, das hatte er in der Schule gelernt, benannten die Himmelsrichtungen nach Farben. Weiß der Westen, rot der Süden, grün der Osten, schwarz der Norden. So hatte das Schwarze Meer seinen Namen erhalten: *marea neagra*. Alte Seefahrer orientierten sich an Sternkarten. In Montréal,

dieser Insel im Sankt-Lorenz-Strom, genügten ein offener Blick und ein paar Monate Erfahrung. Da, hinter den Hochhausschatten, lag Saint-Laurent, das Viertel seiner Kindheit, mit seiner Vielfalt an Gerüchen und Sprachen. Und dort, vom Turm des Einkaufszentrums eine Handbreit nach links, die Rue Guertin, wo seine Tochter, anstatt zu schlafen, in einem Katalog für Brautmoden blätterte. Wie ein Erzähler, der von einem erhöhten Punkt aus und im Abstand von Jahren seine eigene Geschichte besieht, stand Maroun da. Aber was für eine Geschichte war das? Und weshalb wurde er den Impuls nicht los, sich abwenden zu wollen? Warum gelang es ihm nicht, sich auf jene Orte zu fokussieren, an denen sich sein Leben auf eine Weise gewandelt hatte, die unverhofft und schön oder unglaublich und manchmal das alles gleichzeitig gewesen war? Natürlich kannte er die Antwort: Flucht. Denn die Stationen zu besuchen, die ihn hierhergeführt hatten, bedeutete, sich auch an Letzte Dinge zu erinnern. Das letzte Buch, das Anoush gelesen hatte. Das letzte Restaurant, in dem sie gewesen waren. Das letzte Mal, als er das Zimmer auf der Intensivstation betreten hatte. Der letzte schwache Händedruck. Man komme darüber hinweg, versicherten die Leute. Und vielleicht stimmte das sogar. Aber Maroun ahnte, dass man diesen Zustand dunkler Verlorenheit nicht unversehrt überwand, mit einer Rückkehr ins Licht, wie in einer Rakete, die hinter der erdabgewandten Seite des Mondes hervorkam und in den Sonnenaufgang glitt. Es war wohl eher wie in einer Raumkapsel bei der Rückkehr zur Erde: Man wurde durchgeschüttelt bis zur Besinnungslosigkeit, während die eigene Hülle in Flammen stand und die Welt sich Mühe gab, einen auszubremsen, und wenn man schließlich landete, dann mit ramponiertem Fallschirm, kopfüber und in einem Ozean, in dem man nur mit Glück nicht versank.

Aus dem Speisesaal drang das Lachen der Tanzenden. Hinter der Hecke hielt ein Müllauto. Sein Signallicht tauchte den Rasen immer wieder in schmutziges Gelb. Maroun seufzte. Er legte den Kopf in den Nacken und sah zum Mond, der als dünne Sichel am Nachthimmel stand. Seine Schattenseite war als aschgraue Fläche zu erahnen. Wie hatte Ralph Waldo Emerson es einst formuliert?

»Pierre Jarawan ist ein begnadeter Erzähler. Jeder seine Romane eröffnet ein Universum der Geschichte(n) und verankert gleichzeitig durch die Wuchten der Zeit unsere Menschlichkeit fest im Heute. Seine Figuren schreibt er direkt in unser lesendes Herz.«

MARIA-CHRISTINA PIWOWARSKI

»Pierre Jarawans Geschichte um die Familie der Zwillinge Lilit und Lina sprüht nur so vor Farbigkeit. Einmal mehr hat er eine elegante, bildreiche Sprache gefunden, die wundervoll von Montréal bis in den Libanon führt. Ein Roman wie ein Fluss, der durch viele abzweigende Seitenarme trägt, er ist lehrreich, seine Figuren werden äußerst lebendig in Szene gesetzt. Themen wie Familie, Werte, Wurzeln, Zugehörigkeit, Verlust und Trauer finden ihren Platz und werden mit wachem Blick und großem Herzen verhandelt.«

GEORG SCHMITT,
BUCHHANDLUNG AM SAND, HAMBURG

»Es heißt, wir erzählen uns Geschichten, um zu leben. Und niemals war dieser Satz wahrhaftiger als hier, denn den Figuren aus »Frau im Mond« liegt das Erzählen im Blut – genau wie Pierre Jarawan, der sie mit überbordender Fabulierkunst und filmhafter Raffinesse zum Leben erweckt. Mit dieser Kontinente überspannenden Familiengeschichte vor dem Hintergrund der dramatischen Ereignisse des 20. Jahrhunderts hat sich Jarawan selbst übertroffen: ein großer Wurf.«

RAINER MARQUARDT,
BUCHHANDLUNG RUEFFEL, KOBLENZ



WIR ÜBERWINDEN VERLUSTE, INDEM WIR UNS ERINNERN. SO HALTEN WIR DIE, DIE WIR VERLOREN HABEN, AM LEBEN.

Jeder Geist baut sich selbst ein Haus und jenseits dieses Hauses eine Welt und jenseits dieser Welt einen Himmel. Am Ende drehte sich alles um Projektionen, Sehnsüchte, Ängste. Deshalb war er, Maroun, doch auch hier, oder nicht? Auf engstem Raum mit seinen Liebsten sehnte man sich nach der Stille eines eigenen Zimmers, und in der Stille wünschte man sich die Beengtheit zurück. Von der Erde aus bewunderte man den Mond und vom Mond aus die Erde. Es war doch immer Dasselbe. Maroun lächelte grimmig. Vor der Hecke setzte das Müllauto sich in Bewegung, das gelbe Licht verschwand. Und in diesem Augenblick klingelte das Telefon. Erschrocken fuhr Maroun herum. Er starrte den Notfallhörer an, der da an der Außenwand befestigt war. Er wartete. Sah sich um. Hatte jemals jemand auf diesem Ding angerufen? Und falls er sich das Klingeln nicht einbildete, läuteten dann gerade alle Notfallapparate im Heim? Er sah die umherwirbelnden Bewohner im Tanzsaal. Einige Pfleger saßen auf Stühlen und klatschten weiter im Takt der Musik. Das Klingeln schrillte durch den Garten. Fünf Mal. Sieben Mal. Als Maroun den Hörer lang genug angestarrt hatte, nahm er schließlich ab.

»Hallo?«

»Ja, bitte?«, fragte eine Stimme, schwer zu verstehen.
»Könnten Sie das vielleicht wiederholen?«, fragte Maroun zurück. Es rauschte und knisterte. Die Verbindung war schrecklich.

»Wer spricht da?«, fragte die Stimme Offenbar eine Frau.

»Sie müssen sich verwählt haben«, sagte er.

»Oh«, die Frau am Ende der Leitung lachte. »Ich hätte schwören können, *Sie* haben *mich* angerufen.«

Er schüttelte den Kopf. Dann wurde ihm die Sinnlosigkeit dieser Geste bewusst, also schob er nach:

»Nein, Sie haben im New Hope angerufen.«

»New Hope?« Die Frau schien zu überlegen. »Das Altersheim?«

»Es ist kein Altersheim, es ist ein ...«

»Seniorenruhesitz«, unterbrach ihn die Frau. »Verzeihung.« Sie klang heiter. »Sind Sie noch dran?«

Maroun nickte. Das war er. Aber etwas in ihm war ins Wanken geraten. Sicherheitshalber lehnte er sich an die Wand. War das gerade ein Schlaganfall? »Tut mir leid«, sagte er leise, »Ihre Stimme ...«, er zögerte, holte Luft, »Sie erinnern mich an eine Person, die ich sehr liebte und die vor Kurzem gestorben ist.« Es kam einfach so aus ihm heraus.

»Oje«, sagte die Frau, »ich hatte mich schon gefragt, was mit Ihnen los ist.«

»Wie meinen Sie das?«

»Sie wirken nicht sehr glücklich.«

Das Rauschen hatte ihr letztes Wort fast verschluckt.

»Nun ja«, Maroun räusperte sich erneut. Was antwortete man auf so was? *Glück* war nie ein Wort gewesen, das zu seinem gängigen Sprachschatz gezählt hatte. Er hatte nie darüber nachgedacht. Er war traurig, aber waren *traurig* und *unglücklich* dasselbe?

»Also«, sagte die Anruferin gut gelaunt, »wem klinge ich denn so ähnlich?«

Maroun zögerte. »Meiner Frau.«

Eine Pause entstand. Als sie nun sprach, klang ihre Stimme milder. »Und macht es Sie glücklich, von ihr zu hören? Also, von mir?«

»Ja«, sagte er. »Das macht es.« Und es stimmte. Diese Stimme war undeutlich und möglicherweise durch das Knistern verfälscht, aber sie klang wie die von Anoush. Er blinzelte in den Garten. Das Mondlicht warf ein unregelmäßiges Schattenmuster durch das Blattwerk der Bäume.

»Wenn du bei Nacht in den Himmel schaust, wird es dir sein, als lachten alle Sterne, weil ich auf einem von ihnen wohne ...«, hörte er die Frau nun sagen.

Er schwieg und schloss die Augen, hoffte, die Anruferin

würde einfach weitersprechen.

»Das sagt der kleine Prinz in der Kindergeschichte, bevor er die Erde verlässt.«

»Das wusste ich nicht.«

»Bisschen kitschig«, sagte die Frau, »aber trotzdem eine schöne Metapher, nicht wahr?«

»Die Verbindung ...«, sagte Maroun.

»Sie ist sehr schlecht, ich weiß.«

Er nickte. »Es klingt, als riefen Sie ... ich weiß nicht ... vom Mond an.«

Sie lachte. Selbst ihr Lachen klang nach Anoush. »Sie glauben nicht, wie oft mir das gesagt wird.«

Jetzt lächelte Maroun. Wann war ihm das zuletzt passiert, einfach über etwas zu lächeln, ohne dass es begleitet wurde von einem deutlichen Gefühl des Verrats? »Sie haben von einer Metapher gesprochen«, sagte er und öffnete die Augen wieder, »eine Metapher wofür?«

»Ist das nicht offensichtlich?«

»Ich würde es gern von Ihnen hören.«

Stille. Rauschen. Knistern. Er konnte nicht sagen, wie er darauf kam, doch er war sicher: Auch die Anruferin lächelte.

»Wir überwinden Verluste, indem wir uns erinnern. So halten wir die, die wir verloren haben, am Leben.«

»In unseren Geschichten.«

»Ja«, sagte die Anruferin. »In unseren Geschichten.«

Das Schattenmuster im Gras verschwand, als eine Wolke sich vor den Mond schob. Im selben Augenblick wurde das Licht im Speisesaal weiter gedimmt. Die Tanzenden rückten näher aneinander heran, und durch den Spalt der Tür drangen Klaviermusik und die wunderbare Stimme der Sängerin: *That's an age-old story / Everybody knows that's a worn-out song / But you and I are changing that tune ...*

»Barbra Streisand«, sagte die Anruferin.

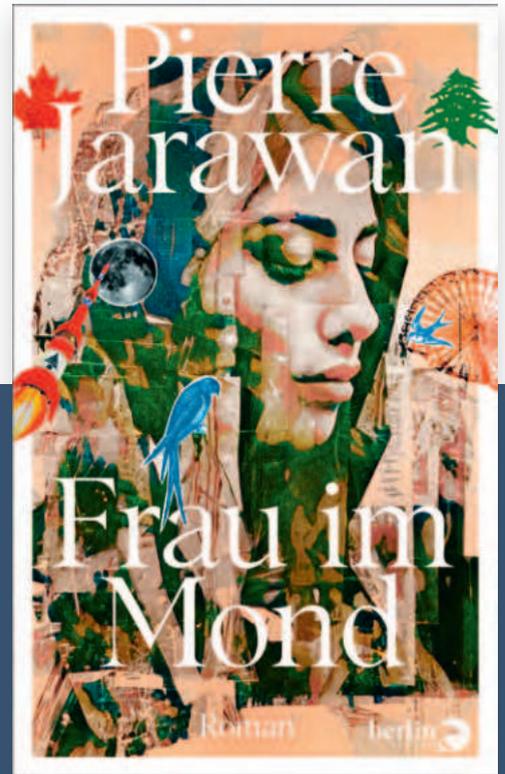
»Eine Coverband ...«

»So ein Zufall«, sie klang gebannt, »das ist mein Lieblingslied.« Die Verbindung wurde offenbar schlechter.

»War schön, mit Ihnen zu reden«, hörte Maroun sie sagen, leise.

Er schluckte. »Finde ich auch.«

Das Lied schwoll an: *We're learning new rhythms from the woman / I said the woman in the moon ...* Und dann war es still in der Leitung. Maroun wartete. Er horchte. Aber die Stimme war verschwunden.



03.
APR
2025

PIERRE JARAWAN

FRAU IM MOND

Hardcover mit Schutzumschlag

480 Seiten

26,00 € (D) 26,80 € (A)

ISBN 978-3-8270-1499-3

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum
Erscheinungstermin auf piper.de/leseexemplare oder
schreiben Sie eine E-Mail an: sales_reader@piper.de
(BuchhändlerInnen), press@piper.de (Presse)

CHANCENLAND!

Wie gut wir
sind, zeigt sich
in Krisenzeiten





JEANNETTE ZU FÜRSTENBERG

INGE KLOEPFER



**UNSERE CHANCEN
BESTEHEN IN DER
VERBINDUNG DER
ETABLIERTEN INDUSTRIE
MIT NEUEN TECHNOLOGIEN
UND VOR ALLEM
DER KÜNSTLICHEN
INTELLIGENZ.**

INTERVIEW

Frau zu Fürstenberg, Sie haben Ihr Buch Chancenland! genannt. Warum?

Als Unternehmerin und Risikokapitalgeberin begleite ich seit mehr als zehn Jahren Gründerinnen und Gründer bei der Geburt ihres Unternehmens. Meine Investitionsentscheidungen haben viel mit Risiko zu tun, denn wer weiß schon, was aus den jungen Unternehmen wird. Doch die Risiken interessieren mich weniger. Mich faszinieren vielmehr die Chancen, die in der unbändigen Kreativität, in den neuen Ideen und Technologien dieser Gründer liegen. Aus einigen meiner Engagements sind innerhalb kürzester Zeit international viel beachtete, echte europäische Erfolgsgeschichten geworden. Deshalb Chancenland!

Wie groß sind denn die Chancen?

Derzeit enorm: Es ist sehr gut möglich, dass im Jahr 2040 drei der zehn weltweit größten Technologie-Konzerne europäisch sind, mindestens eines davon wird ein deutsches sein. Daran arbeite ich. In meinem Buch werden Sie solche Unternehmen kennenlernen. Und Sie werden auch lesen, wie das gelingen kann.

Google, Facebook, Microsoft – können wir aus Europa oder gar Deutschland heraus wirklich in diese Liga vorstoßen?

Europäische Exzellenz liegt nicht im Massengeschäft mit Endkunden. Unsere Chancen bestehen in der Verbindung der etablierten Industrie mit neuen Technologien und vor allem der Künstlichen Intelligenz. Europa hat eine weltweit einzigartige Vielfalt an traditionellen Unternehmen, darunter unzählige industrielle Weltmarktführer, sogenannte Hidden Champions, viele davon aus Deutschland. Und es hat

international den größten technologischen Talent-Pool, dazu eine Forschungslandschaft von einzigartiger Dichte. Die Chancen liegen darin, dies alles zu verbinden. Ich bin so zuversichtlich, dass das gelingen kann, dass ich mich sogar traue, von einer europäischen Renaissance zu sprechen.

Das derzeit gängige Narrativ ist allerdings ein anderes.

Bedauerlicherweise. Seit längerem hören wir immer wieder das Gleiche: Deutschland habe den Anschluss an die Weltspitze verloren, könne technologisch und wirtschaftlich nicht mehr mithalten. Auch für Europa ist das Narrativ negativ: ein Kontinent, der im Machtkampf zwischen den USA und China an Bedeutung einbüßt. Es wird Zeit, eine andere Geschichte zu erzählen – die nicht weniger wahr ist.

Und was müssen wir dafür tun, damit sich das ändert?

Natürlich brauchen wir dafür mehr Kapital und eine viel dichtere Vernetzung der etablierten Unternehmen mit dem Startup-Ökosystem. Wichtiger aber ist eine Veränderung unseres Mindsets. Wissen Sie, was mir einer meiner erfolgreichsten Gründer neulich gesagt hat, dessen Neugründung binnen weniger als drei Jahren zu einem milliardenschweren Unternehmen herangewachsen ist? »Wir haben eigentlich alles, was wir brauchen. Wir haben das Talent, wir haben so viele Leute aus Amerika zurückgeholt, Europäer, die auf höchstem technologischem Niveau jetzt wieder in ihrer Heimat arbeiten. Wir brauchen nur Mut und Rückgrat. Im Wege stehen, wenn überhaupt, nur wir uns selbst.«

LESEPROBE

Unlängst war ich auf dem Weg ins Marais. Beruflich wieder einmal. Ich bin Aufsichtsratsmitglied eines Startups, in das ich zunächst persönlich und dann mit meiner Risikokapitalgesellschaft sehr früh investiert habe. Das Marais ist jenes Viertel im Zentrum von Paris, das die unerbittlichen Modernisierungsbestrebungen Frankreichs berühmtesten Stadtplaners, des Barons Haussmanns überstanden und sich deshalb sehr viel von seiner Ursprünglichkeit erhalten hat. Wer ins Marais gelangt, scheint plötzlich in einer anderen Welt. So einzigartig europäisch und architektonisch sichtbar älter als andere Teile der französischen Hauptstadt. Mit einem individuellen urbanen Charme, den man in seiner Singularität nur in Europäischen Großstädten findet. Es wird sicher kein Zufall gewesen sein, dass mir dort wieder einmal die faszinierende europäische Vielfalt durch den Kopf ging, die eben auch in Paris – aller Stadtplanung zum Trotz – so gut zu beobachten ist. Wenn ich durch San Francisco laufe oder durch Palo Alto im Silicon Valley sieht alles sehr viel gleichförmiger aus als hier, dachte ich. Regelmäßig bin ich dort, vor allem seit dem Herbst 2023. Seinerzeit hatte ich beschlossen, meine vergleichsweise kleine Firma La Famiglia mit der vielfach größeren amerikanischen Risikokapitalgesellschaft General Catalyst zu fusionieren, um Zugriff auf Kapital zu haben, das wir in Europa und vor allem in Deutschland dringend brauchen. Die Welt in Amerika ist so viel homogener, dachte ich auch. Die Vereinigten Staaten sind eine Art Plattform, auf der jeder anlanden kann und willkommen ist. Vielleicht ist es die Vielfalt, die dieses Ankommen in Europa nicht ganz so einfach und Amerika deshalb so viel stärker macht.

Dabei sind die Vereinigten Staaten einst von Europäern gebaut worden. Mit ihrer Kultur und ihren Werten sind sie Anfang des 17. Jahrhunderts aufgebrochen, um ihre Welt auf der anderen Seite des Atlantiks noch einmal zu errichten. Auf einem Level Playing Field. Eigentlich müssten wir, dachte ich, genau diesen Archetyp von Gründerinnen und Gründern suchen, Menschen wie jene, die es damals

ins Ungewisse gezogen hat, die über das Meer gesegelt sind, um noch einmal ganz neu anzufangen. Es muss einen Grund dafür geben, warum in der internationalen und vor allem amerikanischen Technologie-Spitzenforschung auffällig viele Menschen mit europäischem Hintergrund Durchbrüche zu Wege bringen, so wie die drei jungen Franzosen mit ihrer neuen, erfolgreichen Firma, denen ich als Aufsichtsrätin gerade einige Stunden zugehört hatte und von denen ich später noch einmal erzählen werde.

Eine Erklärung dafür habe ich nicht, nur eine ganz unwissenschaftliche Deutungsvermutung. Die Vielfalt in Europas Städten und Regionen, die Brüche, mit denen man überall schon als Kind konfrontiert wird, ergeben ein ganz anderes Mindset. Die dauerhafte Konfrontation mit Andersartigkeit, mit unterschiedlichsten Sprachen und Dialekten, ganz diversen Gebäudestilen, mit immer anderen Gebräuchen, die sich anders als in den Vereinigten Staaten nie wirklich eingeebnet haben – das alles verfehlt seine Wirkung auf die Menschen schon im Kindesalter nicht. Und zwar auch dann nicht, wenn Kinder nicht in jenen bildungsbürgerlichen Schichten aufwachsen, die mit ihrem Nachwuchs durch Europa reisen, um die historische und soziale Vielfalt vor Ort zu erleben. Ich bin überzeugt, dass schon eine sehr oberflächliche Erfahrung dieser Vielfalt und Brüchigkeit von klein auf Menschen prägt. Stellt uns nicht die Konfrontation mit Andersartigkeit immer wieder in Frage, schürt die Selbstzweifel als positive Herausforderung, als Antrieb dafür, Erklärungen zu suchen – eine für mich notwendige Voraussetzung, neu zu denken und Neues zu erschaffen.

Diese Vielfalt beeinflusst die Art und Weise, wie wir mit Ambivalenz umgehen und wie wir die verschiedensten Dinge ganz intuitiv in Bezug zueinander setzen. Das Ergebnis ist eine andere Haltung gegenüber dem Unperfekten, dem Zweifelhaften. Mehr noch: Es gibt uns Europäern ein anderes Radarsystem. Natürlich ist das nur ein Eindruck, eine Form anekdotischer Wahrnehmung aus meinen Begegnungen heraus oder die gedankliche Spinnerei, die sich mir an jenem Tag



**MEINE ARBEIT KANN
NUR ERFOLGREICH SEIN,
WENN ICH MICH VON DEN
CHANCEN LEITEN LASSE
UND WENN ICH MIR MIT
JEDEM ENGAGEMENT
EINE VORSTELLUNG
DAVON MACHE, WELCHE
MÖGLICHKEITEN
DARIN LIEGEN.**



in Paris durch die Frische der weißen Fassaden des Marais wieder einmal aufgedrängt hat und die aufzuschreiben sich schon aufgrund der Pauschalisierung eigentlich verböte. Und trotzdem will ich Ihnen diesen Gedanken nicht vorenthalten.

Damals jedenfalls beschloss ich, dass ich mich auf die Suche nach Menschen machen will, die in Europa aufgewachsen und in Amerika die großen Technologieunternehmen von innen erlebt haben. Vielleicht kann ich dabei helfen, sie für die Idee einer europäischen Renaissance zu begeistern, einige von ihnen nach Europa zurückzuholen. Denn sie haben wahrscheinlich genau *die* Einstellung, die Europa braucht, um aus seiner Heterogenität heraus wieder große innovative Unternehmen zu bauen. Was meine ich damit? Ich würde es so formulieren: Bei ihnen kommen die Stärken europäischer Sozialisation mit amerikanischer Risikofreude und Größenerfahrung zusammen, eine Kombination, die sie dazu prädestiniert, aus Europa

heraus transformative Technologieunternehmen ganz groß zu machen.

Es gibt noch den zweiten Grund für meine Zuversicht für Deutschland und Europa: Das sind beispielsweise die enormen Erfahrungen und das Wissen europäischer Unternehmen im Hinblick auf die Komplexität der Produktionsprozesse. Oder nennen Sie es Fertigungstiefe. Das international wohl eindrucklichste Beispiel: der deutsche Maschinenbau. Weltweit ist er in seiner Produktionspräzision, seinem Erfindungsreichtum, seiner Innovationskraft und eben jener Fertigungstiefe einzigartig. Dazu ist er vielfach mittelständisch, mit einer fast flächendeckenden Vielzahl an hochspezialisierten Weltmarktführern, die die Öffentlichkeit und – leider zu häufig – auch die Politik gar nicht wahrnehmen. Er ist darüber hinaus geprägt von sehr unterschiedlichen Unternehmerpersönlichkeiten, die umsichtig und arbeitnehmerfreundlich agieren, die neugierig, innovativ und vielfach auch noch sozial enorm engagiert sind.

Wenn man also dafür sorgen will, dass wir nicht den Anschluss verlieren mit den vielen großartigen Unternehmen, die es nicht nur in Deutschland, sondern in ganz Europa gibt, muss man zwischen der etablierten, vor allem mittelständisch strukturierten Industrie und dem Startup-Ökosystem Brücken bauen. Damit sich Welten verbinden, die in der allgemeinen Wahrnehmung miteinander immer noch wenig zu tun haben. Vordergründig zumindest, weil alle, wenn es um Startups geht, vor allem an Facebook, Google oder Uber denken oder an Airbnb, an intelligentes Plattformgeschäft also. Die Ursprungsidee meiner Risikokapitalgesellschaft war es, die Welt der traditionellen Wirtschaft mit der der Internetunternehmen und damit die enorme Fertigungstiefe vor allem der deutschen Industrie mit intelligenten Internetanwendungen zu verzahnen. Zum beiderseitigen Nutzen.

Ich habe mich in der Vergangenheit oft gefragt, warum wir in diesem so vielfältigen Europa mit einer Ideengeschichte, die auf der Welt ihresgleichen sucht, im Vergleich zu den Vereinigten Staaten so wenig große Technologie-Konzerne hervorbringen? Heute weiß ich: Es liegt unter anderem auch daran, dass sich diese beiden Sphären zu lange nicht verbunden haben. Das ändert sich gerade. Gründerinnen und Gründer in Deutschland denken schon längst nicht mehr

ausschließlich in den Kategorien des konsumentenbezogenen Plattformgeschäfts – in Nachahmung der so erfolgreichen amerikanischen Vorbild-Modelle. Zu dieser ersten Gründungswelle der europäischen Tech-Welt kommt etwas Neues hinzu: Inzwischen docken die Quellköpfe mit ihren Ideen auf den verschiedenen Ebenen unseres Wirtschaftsgeschehens an, um diese zu digitalisieren und ihnen zudem auf Basis von Künstlicher Intelligenz zu sehr viel mehr Effizienz zu verhelfen. Viel mehr noch: Es entstehen dabei neue Unternehmen, die das Potential haben, ganze Industriezweige von Grund auf zu verändern. Das kann in der Fläche allerdings nur gelingen, wenn Gründerinnen und Gründer mit der Welt traditioneller Industrien in Kontakt kommen. Und wenn ein Teil des in der traditionellen Unternehmenswelt verdienten Kapitals in die neuen digitalen Ökosysteme fließt. Hierin liegt die Aufgabe der Risikokapitalgeber, der sogenannten Venture Capital-Gesellschaften. Genau das war die Idee, die der Gründung von La Famiglia zugrunde lag.

Dabei denke ich nicht transaktionsgetrieben. Mir geht es um mehr. Wenn das Wort nicht so abgedroschen wäre, weil jedes neue Unternehmen sich mit einer Art »Mission Statement« brüstet, würde ich sagen: Ich habe eine Mission. Oder nennen wir es ein übergeordnetes Ziel. Was hier etwas pathetisch klingt, ist durchaus ernst gemeint. Ich will verhindern, dass europäische Unternehmen ein weiteres Mal überholt werden, und endlich ihre Chancen wahrnehmen, ganz oben mitzuspielen. Angesichts der rasanten technologischen Entwicklung in anderen Teilen der Welt trieb mich Anfang der 2010er Jahre zugegebener Weise die Sorge um, dass deutsche und auch europäische Unternehmen schneller als sie es wahrscheinlich selbst bemerken würden, an Bedeutung verlieren könnten. Genau das zu verhindern war unser Ansinnen mit der Unternehmensgründung.

Im Laufe der Zeit ist meine Sorge allerdings einer enormen Zuversicht gewichen. Nicht zuletzt, weil ich weiß, welche internationalen Schwergewichte aus deutschen und auch europäischen Startups binnen kürzester Zeit entstehen können. Meine Mission werde ich also weiterverfolgen, intensiver noch als zur Zeit meines Berufseinstiegs als Risikokapitalgeberin. Ich werde davon so lange nicht ablassen, bis drei der zehn größten Tech-Konzerne europäisch sind.

Jeannette
zu Fürstenberg
Inge Kloepper

PIPER

Chancen
land!

Wie gut wir
sind, zeigt sich
in Krisenzeiten

30.
JAN
2025

JEANNETTE ZU FÜRSTENBERG,
INGE KLOEPFER
CHANCENLAND!

Wie gut wir sind, zeigt sich in Krisenzeiten

Gebunden mit Schutzumschlag

224 Seiten

22,00 € (D) 22,70 € (A)

ISBN 978-3-492-07321-9

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum
Erscheinungstermin auf [piper.de/leseexemplare](https://www.piper.de/leseexemplare) oder
schreiben Sie eine E-Mail an: sales_reader@piper.de
(BuchhändlerInnen), press@piper.de (Presse)





DER KUCKUCK

GINA MAYER

Drei Frauen. Die eine besonnen, die andere stolz. Die dritte verloren. Für immer verbunden durch ein Geheimnis. Ein kluger, anrührender und mitreißender Roman über Zugehörigkeit, Heimat und Familie

LIEBE BUCHHÄNDLERIN UND LIEBER BUCHHÄNDLER,

meine Mutter stammte aus einer Bauernfamilie in Zipplingen, einem kleinen Dorf am Rand des Nördlinger Ries'. Sie ist 1938 geboren und war das siebte von acht Kindern. Ihre Eltern waren Kleinbauern und sind früh gestorben, ich habe sie nie kennengelernt. Nur über die vielen Geschichten, die meine Mutter über ihre Kindheit erzählt hat, bin ich mit meinen Großeltern verbunden. Eine der Geschichten meiner Mutter handelte von dem Findelkind, das eines Nachts vor dem Haus ihrer Großmutter abgelegt wurde. Das Neugeborene lag in einem Korb, in dem auch ein Umschlag mit Geld und ein Zettel waren. »Kaspar ist mein Name«, stand darauf. »Mei Mutter möcht gern Jungfrau sei, drum legt's me in des Körble nei«.

Die Familie ließ den Jungen auftragsgemäß Kaspar taufen, obwohl sie selbst schon einen Jungen dieses Namens hatten. Sie zogen ihn groß, von dem Geld wurden eine Schafherde und eine Gaststätte in Nördlingen für ihn gekauft. Angeblich – erzählte meine Mutter – sei immer wieder eine vornehm gekleidete Dame auf dem Hof erschienen und habe mit Kaspar gespielt. Bevor sie wieder verschwunden sei, habe sie ihm jedes Mal Geld gegeben. Niemand hat je erfahren, wer die Dame war (falls es sie wirklich gab) und woher Kaspar stammte. Mir ist seine Geschichte nicht mehr aus dem Kopf gegangen. Deshalb habe ich beschlossen, sie weiterzuspinnen und aufzuschreiben.





»Der Kuckuck« handelt aber nicht nur von dem rätselhaften Findelkind aus dem Ries, es ist auch ein Roman über die Freundschaft zwischen drei sehr unterschiedlichen Mädchen, über Mütter, die das Richtige wollen und das Falsche tun, und über das bäuerliche Leben im 20. Jahrhundert.

Im Gegensatz zu meiner Hauptfigur Ella bin ich auf dem Dorf aufgewachsen, aber den Großteil meines Lebens habe ich in der Stadt gewohnt. Die Recherche zu diesem Roman hat mich zurück aufs Land gebracht. Beim Schreiben wurde mir klar, wie sehr sich die Landschaft, das Leben und das Selbstverständnis der Bauern im Laufe der Jahrzehnte verändert haben. Wie gerne hätte ich über all diese Dinge mit meiner Mutter gesprochen, aber sie ist leider 2017 gestorben. Während der Arbeit an diesem Buch war sie dennoch ganz nah bei mir. Ich hoffe, Sie finden diese Zeitreise durch das letzte Jahrhundert genauso faszinierend wie ich. Ich wünsche Ihnen viel Freude mit Ella, Babett, Evelin, Rosl und mit dem Kuckuckskind Kaspar.

*Herzliche Grüße
Ihre Gina Mayer*

Düsseldorf, im August 2024

LESEPROBE

EINS

Frankfurt, 1994

Vor dem Büfenster ratterte ein Presslufthammer. Er klang wie die Nähmaschine ihrer Mutter, nur viel, viel lauter. Als ob fünfzig Mütter an fünfzig Nähmaschinen säßen und in perfekter Synchronität Vorhänge säumten. Das metallische Stottern bohrte sich in Ellas Kopf und nähte ihre Gedanken schief und krumm zusammen. Sie presste ihre Fingerspitzen gegen die Ohren. Das Rattern verstummte nicht ganz, aber es wurde sehr viel leiser.

Sie starrte auf ihren Computerbildschirm, auf dem der Cursor aufblinkte und wieder verschwand, in einem steten Rhythmus. Wie das kleine Herz auf dem Ultraschallmonitor. Sechste Woche. Herzlicher Glückwunsch.

Ein Schweißstropfen löste sich aus Ellas kurzen Haaren, rann über ihre Stirn und dann ihre Wange entlang. Sie wischte ihn mit dem Handrücken weg und legte die Finger sofort wieder über die Ohren.

»Impulse Water Melon. It's magic.«

Sie war am Morgen vor der Arbeit zur Frauenärztin gegangen. Der erste Termin war immer der beste, da kam man direkt dran. Nun saß sie seit einer Stunde im Büro, aber mehr als die fünf Worte hatte sie nicht geschrieben. Es war der Slogan der Deo-Marke, für die sie die neue Kampagne entwickeln sollten. Am Nachmittag gab es ein Meeting, bis dahin brauchte sie eine Idee. Oder eigentlich zwei. Eine mittelmäßige und eine gute. Die mittelmäßige Idee war nur für Mike, zum Abschießen. Nachdem er etwas vernichtet hatte, war es einfacher, einen anderen Ansatz durchzubringen.

Im Moment hatte Ella allerdings weder eine mittelmäßige noch eine gute Idee. Dieses Deo interessierte sie nicht. Ihr Körper startete gerade seine eigene Kampagne, und sie wusste noch nicht, wie sie das finden sollte.

In der Praxis hatten sie ihr einen Mutterpass ausgestellt. »Am 10. Februar sind sie ausgezählt«, hatte die Sprechstundenhilfe verkündet, als sie Ella das Dokument überreichte. Es klang bedrohlich.

Es war besser, sich auf das Deo zu konzentrieren. Aber ihre Gedanken waren verklebt. Sie musste sie auseinanderreißen und dann neu zusammenfügen wie ihre Mutter die Patchworkdecken.

Eine Kampagne aus Gedankenfetzen.

Im Zimmer vibrierte die Luft. Ella spürte die feuchten Schweißflecken unter ihren Achseln, die immer größer wurden. Es war der heißeste Sommer seit Jahren, die Sonne hörte gar nicht mehr auf zu scheinen. Und der lauteste Sommer, den sie jemals erlebt hatte. Vor dem Altbau, in dem die Werbeagentur untergebracht war, hatte sich noch vor wenigen Wochen eine zweispurige Straße befunden. Morgens und abends stauten sich dort die Autos, mittags meistens auch.

Jetzt war die Straße weg, und die Autos und der Stau waren auch verschwunden. Vor dem Fenster sah es aus wie im Krieg. Die Presslufthammer hatten die Weltherrschaft übernommen. Die Straße sollte unter die Erde verlegt werden. Vier Jahre würde das Ganze dauern. Vielleicht auch sechs.

Sie schnupperte an ihren Achseln, ohne dabei die Finger von den Ohren zu nehmen. Kein Schweißgeruch, immerhin. Ihr Deo wirkte. Was sie wieder zum Thema brachte.

»Impulse Water Melon. Der Duft von morgen«, stand im Briefing. Wollten die Frauen von morgen wie Wassermelonen riechen? Wie rochen Wassermelonen überhaupt?

Ella starrte auf den Bildschirm. Der Cursor blinkte erwartungsvoll. Ihr Kopf reagierte nicht.

Sie nahm die Finger von den Ohren, löschte die Worte und tippte stattdessen »Ich bin schwanger«. Während draußen der Presslufthammer ratterte, betrachtete Ella den Satz, der wie eine Lüge klang. Vielleicht war es ja ein Irrtum. Ihre Frauenärztin hatte nicht mal einen Test gemacht. »Der Ultraschall reicht«, sagte sie. »Da sieht man alles.«

Sie hatte Ella das Ultraschallbild mitgegeben. »Damit

Ihnen Ihr Mann auch glaubt.« Aber auf dem Bild sah man nichts als Schlieren. Das war doch kein Beweis.

Außerdem war Matthias gar nicht ihr Mann.

Sie hielt sich wieder die Ohren zu, und dabei stieg ihr Kaffeegeruch in die Nase.

Als sie den Kopf zur Tür drehte, stellte sie fest, dass sie offen war. Jan stand auf der Schwelle und lächelte entschuldigend.

Ella ließ die Hände sinken.

»Sorry«, sagte Jan. »Ich hab geklopft.«

»Was gibt's?«, fragte Ella.

»Ich hab Kaffee gemacht«, sagte Jan. »Wollt ich nur sagen.«

»Cool«, sagte Ella.

»Und?« Er lehnte sich gegen den Türrahmen. »Hast du schon was?«

Er nickte in Richtung ihres Computers. Sie guckte unwillkürlich auf ihren Bildschirm, auf dem immer noch »Ich bin schwanger« stand.

»Nein«, sagte sie, während sie auch diese Worte löschte, obwohl Jan sie von der Tür aus nicht sehen konnte.

Jan war neu in der Agentur, noch neuer als Ella, die ebenfalls noch kein Jahr hier arbeitete. Er kam frisch von der Uni und war blond und unschuldig und unglaublich eifrig. Wie ein junger Hund, der die ganze Zeit auf und ab hüpfte und unablässig wedelte.

»Wir sind auch noch nicht so weit«, sagte Jan.

Das Impulse-New-Business hatte höchste Priorität in der Agentur, drei Teams, die erstmal parallel Ideen entwickeln sollten, waren auf die Präsentation angesetzt. Ella und Werner, Jan und Konstantin, Jürgen und Heike.

»Wenn du Lust hast, können wir gleich mal zusammen brainstormen«, sagte Jan. »Ich mein, wir sind ja jetzt keine Konkurrenz, oder so.«

Keine Konkurrenz. Ella hätte fast laut gelacht. Alles in der Agentur war auf Konkurrenz ausgerichtet und natürlich arbeiteten die drei Teams auch gegeneinander.



*ER KAM FRISCH
VON DER UNI UND
WAR BLOND UND
UNSCHULDIG UND
UNGLAUBLICH
EIFRIG. WIE EIN
JUNGER HUND,
DER DIE GANZE
ZEIT AUF UND
AB HÜPFTE UND
UNABLÄSSIG
WEDELTE.*



*ROSELS VIER
GÄNSE STANDEN
BEI DEN BEIDEN
GEISSEN MITTEN
AUF DER WIESE.
DIE SECHS TIERE
BLIEBEN IMMER
BEIEINANDER
WIE EINE
MERKWÜRDIGE
FAMILIE.*

Es ging immer darum, die eigenen Ideen durchzusetzen.

Ella nickte. »Ich komm nachher mal rüber«, versprach sie.

Jans Büro hatte ein Fenster zum Innenhof, bei ihm war es leiser und kühler. Wenn er ihr nicht so auf die Nerven gegangen wäre, wäre sie dauerhaft bei ihm eingezogen.

»Danke fürs Kaffeemachen«, sagte sie.

Er machte die Tür wieder zu.

Auf der Baustelle verstummte der Presslufthammer.

Ella stieß erleichtert die Luft aus. Endlich Ruhe.

Im selben Moment dröhnte ein Betonmischer los. [...]

ZWEI

Ries, 1919

Herr Wiefelspitz hatte sein Jackett schief geknöpft. Der oberste Knopf steckte im zweitobersten Knopfloch. Normalerweise hätte das für große Heiterkeit in der Klasse gesorgt, aber heute fiel es keinem auf.

Denn als der Lehrer heute vor die Klasse trat, war er nicht allein, sondern hatte Evelin Gruber bei sich, die Tochter des Gruber-Bauern. Dem Gruber-Bauern gehörte das gesamte Land auf der anderen Seite des Baches und der See und der Wald darum. Sowie der Gutshof auf dem Hügel mit Herrenhaus, Scheuer und etlichen Ställen.

Evelin war bisher von einem Hauslehrer unterrichtet worden, nun sollte sie in die Volksschule im Dorf gehen. Den Grund dafür kannte Herr Wiefelspitz nicht. Man munkelte so einiges im Dorf, aber auf das Gerede der Leute hatte er noch nie etwas gegeben.

Evelin kam in die untere Klasse, obwohl sie von ihrem Wissenstand her auch bei den älteren hätte mitmachen können, die im ersten Stock des Schulhauses saßen. Das hatte Herr Wiefelspitz bereits überprüft. Aber Evelin wollte auf keinen Fall zu den Großen. Sie wollte überhaupt nicht in die Dorfschule, das war ihr deutlich anzusehen, sie war ganz bleich und zitterte wie die Hände von Herrn Mangoldsheimer, der im oberen Klassenzimmer war und so laut brüllte, dass man es bis nach unten hören konnte.

Herr Wiefelspitz stellte Evelin kurz vor, dann blickte

er sich nach einem freien Platz für sie um, den es natürlich nicht gab. Das Klassenzimmer war proppenvoll.

»Zita, du setzt dich nach hinten neben die Agnes«, befahl er.

Dass die kleine Gruber in die erste Reihe musste, war ja wohl keine Frage. In der ersten Reihe saßen die besten Schüler. Die Edelbauer Zita gehörte da ohnehin nicht hin, sie war viel zu schwach im Rechnen. Sie verzog dennoch gekränkt das Gesicht, während sie ihre Sachen zusammenraffte und sich in die zweite Reihe verzog.

»Bitte schön«, sagte Herr Wiefelspitz zu Evelin und wies mit der rechten auf den freien Platz, während er mit der linken über sein Jackett strich und dabei bemerkte, dass es schief geknöpft war. Er korrigierte das Versehen hastig, während Evelin sich setzte.

Die Horlacher Maria, die den Platz neben Evelin hatte, lächelte Evelin an, aber diese erwiderte das Lächeln nicht, weil sie es gar nicht bemerkte. Ihr Blick war fest auf die Tafel gerichtet, auf der noch die Rechenaufgaben vom Vortag standen. Ihre Hände klammerten sich um die Tischkante, als wäre es die Reling auf einem schwankenden Schiff.

Normalerweise wurde im Klassenzimmer immer gewispert, gekichert, geflüstert oder gemurmelt. Jetzt schienen alle die Luft anzuhalten.

Es waren einundfünfzig unterschiedliche Kinder im Raum, sie waren klein, groß, dick, dünn, vorlaut, schüchtern, hässlich, schön, fröhlich oder ängstlich. Aber an diesem Morgen waren sie alle gleich, nur Evelin war anders. [...]

*

»Sie kommt bestimmt nicht«, sagte Babett. »Ich wusste gleich, dass sie nicht kommt.«

»Sie hat es aber versprochen«, sagte Rosl.

»Vielleicht darf sie nicht«, sagte Babett.

»Warum sollte sie nicht dürfen?«, fragte Rosl.

»Glaubst du, sie muss arbeiten? Bestimmt nicht. Die haben doch für alles Dienstboten.«

»Ja, aber ihre Leute kennen uns doch gar nicht.« Babett stand auf und schaute über die Brombeerhe-

cke auf die Straße, die die Wiesen zerteilte wie ein Schnitt. Man konnte bis zum Dorf gucken. Wenn Evelin unterwegs gewesen wäre, hätte man sie gesehen.

Dann warf sie einen Blick zum Himmel. Ihr Bruder Sepp sagte immer, dass er am Stand der Sonne die Uhrzeit ablesen könne, aber wie das ging, wollte er ihr nicht verraten. Vermutlich gab er auch nur an und konnte es gar nicht. Auf jeden Fall war es nach vier, die Kirchenglocken hatten vor einiger Zeit schon geläutet.

Babetts Gänse hatten sich weit über die Wiese verstreut, einige von ihnen watschelten unten am Bach entlang, wo das Gras saftiger und grüner war. So lange sie die Tiere sehen konnte, war alles in Ordnung.

Rosels vier Gänse standen bei den beiden Geißen mitten auf der Wiese. Die sechs Tiere blieben immer beieinander wie eine merkwürdige Familie. Eigentlich hätte Rosl sie gar nicht hüten müssen. Bussarde oder Füchse wagten sich nicht an die Gänse heran, wenn die Geißen in der Nähe waren. Aber verlassen konnte man sich natürlich nicht darauf.

Außerdem war Babett froh, dass Rosl die Gänse hüten musste, denn so konnten sie die Nachmittage zusammen verbringen.

Im Dorf hatte jedes Kind seine Pflicht.

Babetts Brüder Anton und Ludwig gingen dem Vater auf dem Feld zur Hand. Sepp war für die Hühner und Schweine zuständig. Maria, die fünfzehn war und die Schule im letzten Jahr beendet hatte, half der Mutter im Haus und Garten. Sie ersetzte die Ahne, die nicht mehr mit anpacken konnte, seit sie beim Heimtreiben der Kühe gefallen war. Babett hütete die Gänse. Ihre kleine Schwester Afra passte auf Eugen auf, der zwei Jahre alt war und als einziger noch keine Aufgabe hatte, außer dass er den Großen nicht zur Last fallen durfte.

Seit sie in der Schule waren, trieben Babett und Rosl die Gänse auf die Felder am Fluss und nach dem Angelus-Läuten ging es wieder zurück ins Dorf. Sie nahmen ihre Bücher und Hefte mit und machten draußen ihre Hausaufgaben. Aber die hatten sie heute schon erledigt.

»Sie kommt!«, rief Rosl, die hinter Babett getreten war, ohne dass diese es bemerkt hatte. »Da hinten kommt sie.« Sie streckte den langen Arm aus und

deutete mit dem Zeigefinger auf die Häuser und da war sie wirklich.

Evelin Gruber kam zu ihnen aufs Feld.

»Hallo, hier sind wir!«, schrie Rosl und winkte dabei mit beiden Armen.

Evelin zuckte erschrocken zusammen.

Babett versetzte Rosl einen Stoß mit dem Ellenbogen. Doch nicht so laut! Hoffentlich drehte Evelin auf den letzten Metern nicht noch um und lief wieder nach Hause.

Sie kam jedoch weiter auf sie zu. Sie trug heute die schwarzen Schuhe mit den kleinen Absätzen und hatte einen Strohhut auf dem Kopf.

Als sie Babett und Rosl endlich erreicht hatte, lächelte sie wieder, aber mit geschlossenen Lippen.

»Da bist du ja«, sagte Rosl. »Komm mit.« Sie marschierte zu dem Platz hinter der Hecke, auf dem sie und Babett gerade noch gegessen hatten. Evelin folgte ihr und blickte sich suchend um. Vielleicht schaute sie nach einem Stuhl, aber so was gab es hier natürlich nicht.

»Das sind unsere Gänse.« Rosl wies mit einer großzügigen Armbewegung über die Wiese. »Die beiden Geißen gehören mir.«

Evelin nickte. Auf ihre linken Schläfe glitzerten winzige Schweißtropfen wie Edelsteine. Sie rieb ihre Hände an ihrem Rock.

Babett fragte sich, ob Evelin überhaupt ihren Namen wusste. Sie waren so viele Kinder in der Klasse, und Evelin und sie hatten noch kein Wort miteinander gewechselt.

»Ich heiße Babett«, stellte sie sich vorsichtshalber vor.

»Ich weiß«, sagte Evelin.

Rosl wickelte das dünne Ende eines Zopfes um ihren dünnen Zeigefinger.

Die Gänse schnatterten leise, als machten sie sich über sie lustig.

»Was habt ihr denn da?«, fragte Evelin und deutete mit dem Kopf auf den Korb, in dem Dorle und Traudl lagen.

Zu Weihnachten hatte Babett eine Puppe bekommen. Die Ahne hatte sie aus einem vergilbten Bettlaken genäht und mit Lumpen gestopft. Dorle, wie Babett sie getauft hatte, hatte Haare aus rotbrauner

Wolle auf dem Kopf. Das Gesicht war aufgestickt. Ein lachender Mund, eine spitze Nase, zwei Knöpfe als Augen.

Traudl war Dorles Puppenschwester. Die hatten Babett und Rosl zusammen genäht, denn die Rosl wollte auch eine Puppe, aber sie hatte keine Ahne, die so was für sie gemacht hätte.

Traudl war ein bisschen kleiner als Dorle und ihre Haut war hellbraun wie der Strumpf der Ahne, aus dem sie gemacht war. Sie hatte Haare aus rabenschwarzer Wolle und dieselben fröhlichen Gesichtszüge wie Dorle, dabei hatte die Ahne ihnen nämlich geholfen.

Traudl wurde von Rosl genauso geliebt wie Dorle von Babett. Dorle schlief in einer ausgepolsterten Schublade, Traudl schlief bei Rosl im Bett. Und damit der Franz Traudl nichts antun oder sie gar wegwerfen konnte, stopfte Rosl sie jeden Morgen in ihren Ranzen und nahm sie mit zur Schule. Während des Unterrichts musste Traudl natürlich in der Tasche bleiben, nur Babett wusste, dass sie dabei war.

Als es im Frühjahr wieder losging mit dem Gänsehüten, nahmen Babett und Rosl ihre Puppenkinder mit aufs Feld. Und dort begannen sie, ihnen neue Kleider zu machen.

Das mit dem Stoff war natürlich ein Problem. Bei den Böswangers gab es nichts, das man hätte verwenden können. Und auch auf dem Roschhof wurden die Kleider von einem Kind zum anderen weitergegeben, und wenn etwas nicht mehr zu retten war, diente es noch als Putzlumpen.

Aber zum Glück gab es ja die Ahne, die selbst gerne nähte und stickte und stopfte, sodass es oft gar nicht mehr viel zu tun gab, wenn im Herbst die Näherin ins Haus kam. Die Ahne steckte Babett immer wieder Stoffreste zu und manchmal auch größere Stücke oder zerlumpte Kleider.

Babett nahm alles mit aufs Feld. Sie nähten Kittel, Blusen, Schürzen, Jacken, Mützen und sogar Unterhosen für ihre Puppen. Am Anfang wurde alles krumm und schief, deshalb trennten sie die ersten Kleider später wieder auf und nähten sie neu. Sie wurden immer geschickter, und wenn Babett die Sachen der Ahne zeigte, hatte die kaum noch

etwas zu bemängeln.

Sobald sie ein Kleidungsstück fertig hatten, legten sie es in den Korb zu den anderen Sachen. Babett nahm alles mit nach Hause. Bei den Bößwangers wusste man ja nie.

Dorle und Traudl lagen im Korb auf ihren Puppenkleidern und glotzten mit ihren Knopfaugen in den wolkenlosen Frühsommerhimmel. Babett war noch nie zuvor aufgefallen, wie schäbig die beiden aussahen.

»Das sind unsere Puppen«, sagte Rosl.

Als sie Traudl hochhob, tat sie es nicht so behutsam und zärtlich wie sonst. Sie packte die Puppe an einem Arm wie ein ungezogenes Kind. Dorle rutschte dabei vom Kleiderberg zu Boden, und Babett ließ sie liegen.

»Darf ich sie mal haben?«, fragte Evelin.

Sie betrachtete Traudl lange und gründlich. Auf dem hellbraunem Puppenbein war ein langgezogener bräunlicher Fleck. Das grüne Kleid, dessen Rock Rosl mit einem Hohlsaum verziert hatte, war so verschossen, dass man das Blumenmuster kaum noch erkennen konnte, mit dem der Stoff einmal bedruckt gewesen war.

Evelin strich über das pechschwarze Wollhaar, das Rosl zu zwei Zöpfen geflochten hatte. In ihrem Herrenhaus hatte sie bestimmt prächtiges Spielzeug. Puppen mit Porzellanköpfen und Schlafaugen, die kunstvolle Ballkleider trugen. Ein Puppenhaus und einen Puppenwagen mit richtigen Rädern.

»Und was ist in dem Korb?«, wollte Evelin jetzt wissen.

»Kleider«, sagte Rosl. »Wir haben alles selbst genäht.«

Evelin gab ihr Traudl zurück und nahm sich den Korb vor. Sie betrachtete jedes einzelne Kleidungsstück mit ernstem Gesicht. Ihre Finger fuhren prüfend über die Nähte und Falten, als wollte sie die Sachen kaufen.

»Das ist nichts Besonderes.« Babetts Stimme war heißer vor Aufregung.

»Ich möchte auch so eine Puppe haben«, sagte Evelin. Babett und Rosl wechselten einen schnellen Blick. Evelin hatte so viele Dinge, die sie gern gehabt hätten, aber nun hatten sie etwas, das Evelin wollte.

Babett wurde heiß vor Stolz und Freude.



02.
MAI
2024

GINA MAYER
DER KUCKUCK

Hardcover mit Schutzumschlag

416 Seiten

22,00 € (D) 22,70 € (A)

ISBN 978-3-492-07337-0

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum
Erscheinungstermin auf [piper.de/leseexemplare](https://www.piper.de/leseexemplare) oder
schreiben Sie eine E-Mail an: sales_reader@piper.de
(BuchhändlerInnen), press@piper.de (Presse)

96

ANDREA SAWATZKI
BIARRITZ

ANDREA SAWATZKI

BIARRITZ



INTERVIEW

Dein letzter Roman *Brunnenstraße* erzählt die Geschichte einer Familie, in der die Tochter den Vater pflegt. Bemerkenswert daran ist, dass die Mutter kaum Erwähnung findet. Die Beschäftigung mit ihr brauchte einen eigenen Roman, oder?

Ich hatte nie die Absicht, einen Mutter-Tochter-Roman zu schreiben. Die Problematik dieser Beziehung in meinem besonderen Fall war mir immer zu nah, ist es eigentlich immer noch, um darüber schreiben zu wollen oder zu können. Dazu musste ich mich noch intensiver mit den Bildern und dem Unausgesprochenen der Vergangenheit auseinandersetzen, und das nahm mir lange schlicht den Atem. Es ist schwierig, über das Unausgesprochene zu schreiben.

Andererseits haben mich nach dem Erscheinen der *Brunnenstraße* so viele Leserinnen auf die Geschichte der Mutter angesprochen, dass die Beschäftigung damit beinahe unausweichlich wurde. Der Weg zu dieser Erzählung dauerte länger als alles, was ich davor geschrieben habe. Ich möchte, wie bei *Brunnenstraße*, weder abrechnen noch reinwaschen. In den vielen Gesprächen mit Frauen jeden Alters habe ich festgestellt, dass sie alle mit dieser Problematik beschäftigt sind. Störungen in der Beziehung zwischen Mutter und Tochter sind verbreiteter, als ich dachte, und das machte mir Mut, meine Gedanken zu Papier zu bringen. Und vielleicht kann *Biarritz* auch meinen Leserinnen Mut machen.

Eine Tochter stellt ihren Wagen auf dem Parkplatz ab, viele Gedanken und Gefühle beschäftigen sie, bevor sie das Altersheim betritt, in dem ihre Mutter inzwischen lebt. Eine Situation, die vielen Menschen vertraut ist. Bitte führ uns doch ein bisschen ein in deine Geschichte, was ist das für eine Beziehung zwischen den beiden?

Alle Leser, die die *Brunnenstraße* kennen, können sich vielleicht vorstellen, worüber ich in *Biarritz* schreiben will. Ich beschäftige mich endlich mit der Leerstelle, die ich in der *Brunnenstraße* ganz unbewusst gelassen habe.

In *Biarritz* geht es also um das komplizierte Verhältnis einer Tochter zu ihrer abwesenden Mutter. Konkret: um Hanna, die die Aufmerksamkeit und Zuwendung ihrer Mutter Luise sucht, ein Leben lang und unter sehr ungewöhnlichen Umständen. Immer gibt es Hindernisse – die Verhältnisse, die Männer, das Geld.

Im Mittelpunkt aber steht das Schweigen. Mein Roman sucht eine Antwort darauf, warum es unmöglich schien, das Schweigen zwischen Mutter und Tochter zu durchbrechen. Kinder akzeptierten es wie selbstverständlich als Strafe dafür, dass sie nicht so sind, wie die Mutter sie haben will. Aber sie kennen es nicht anders und fügen sich. Zumindest mir ging es so. Die Mutter war sich der Problematik ihres Verhaltens gar nicht bewusst, sie war ja selbst im Schweigen aufgewachsen. Die Sprüche, mit denen ich großgeworden bin, lauteten: »Ohne Fleiß kein Preis« oder »Was dich nicht umbringt, macht dich stark«, »Reden ist Silber, Schweigen ist Gold« usw. Ich hatte zu funktionieren, das Leben hatte zu funktionieren, Ängste machte man mit sich selbst aus, man hatte keine dumme Fragen zu stellen. Mit Angst oder Schwäche konnten unsere Eltern nicht umgehen.

In *Biarritz* kommt hinzu, dass Luise am Ende schwer an Demenz erkrankt. Ihre Tochter Hanna, die sich nach dem Tod des Vaters endgültig von der Mutter entfremdet hat, erfährt einen erneuten Verlust: Just in der Zeit, wo sie die Kraft und vor allem die Lebenserfahrung besitzt, ihre Mutter nach dem Grund ihrer mangelnden Empathie in dieser schwierigen Zeit zu fragen, entfernt sich die Mutter ein zweites Mal von ihr.

Es spielt keine geringe Rolle für die Geschichte, dass dein Roman in den Siebzigerjahren spielt – und sich Luise, die Mutter, früh allein um ihre Tochter Hanna kümmern musste. Wie erklärst du dir das Mutterbild in der Zeit?

Ich wusste schon als Kind, dass ich im Grunde eine Bürde für meine Mutter war. Dass es ein Opfer für sie war, mich überhaupt zur Welt zu bringen. Ich war schuld daran, dass sie keine Freunde hatte, nicht ausgehen, letztlich keinen Mann finden konnte. Wir wurden

in der kleinen Stadt, in der wir lebten, dafür schief angesehen. Meine Mutter war die einzig Alleinerziehende, die es dort gab. Ich erinnere mich, dass sie bei jedem Problem, das sich uns in jener Zeit stellte, sagte: »Na ja, das ist, weil du keinen Vater hast.« Andere Begründungen für irgendeine Misstimmung in unserem Umfeld gab es nicht. Wir waren Opfer dieser unglückseligen Umstände, in gewisser Hinsicht Opfer dieser Zeit. Eine alleinstehende Frau in den Siebzigern war ein bisschen so, als hätte sie eine ansteckende Krankheit, man nahm sich vor ihr in Acht.

Die Rollen zwischen Luise und ihrer Tochter Hanna haben sich über die Jahrzehnte sehr verändert. Immer ging es um Macht und Rivalität, aber eben auch um Liebe, Nähe und Anerkennung. Warum ist die für die Tochter so schwer zu haben?

Luise kann sich nicht öffnen. Würde sie sich öffnen und das an sich heranlassen, was ihre Tochter – auch ihretwegen – erleben musste, würde sie wohl unter ihrem eigenen Schuldgefühl zusammenbrechen. Wenn ein zwölfjähriges Mädchen darüber nachdenkt, wie es den Vater umbringen könnte, weil es einfach nicht mehr kann und keinen Ausweg mehr sieht, spricht das ja schon auch für ein gewaltiges Versagen auf Seiten der Mutter. Diese Einsicht würde die Mutter nicht verkraften.

Es gibt eine dritte Frauenfigur in dem Buch, Marianne Kirschbaum. Sie ist eine Mitbewohnerin von Luise. Ihr gelingt es, die Aufmerksamkeit von Luise zu bekommen, um die Hanna vergeblich kämpft. Sie bringt etwas in den Roman, das für Luise und ihre Tochter sehr wichtig ist, oder?

Marianne ist die Beobachtende. Eine patente, lebenskluge Frau, die die Zügel in die Hand nimmt und für Hanna in kurzer Zeit zu einer Art Mutterersatz wird. Sie ist äußerst pragmatisch. Sie redet nicht herum, sie schafft Fakten. Sie ist das völlige Gegenteil von Luise, weswegen auch Luise sich gleich zu ihr hingezogen fühlt. Marianne Kirschbaum zeigt Hanna, dass es manchmal genügen muss, mit dem auszukommen, was man hat. Es wird keine Aussprache mehr zwischen Mutter und Tochter geben. Das ist unmöglich. Aber es gibt einen anderen Weg, um sich anzunähern.

Zu dieser Erkenntnis, ich glaube, das kann ich hier verraten, kommt auch Hanna am Ende des Romans.

Biarritz bezieht seine Intensität auch aus dem kurzen Zeitraum, den der Roman erzählt – die Handlung ist auf wenige Tage konzentriert. Gleichzeitig greift das Buch auf prägende Erinnerungen von Mutter und Tochter zurück. Warum beschäftigt sich Hanna so verzweifelt mit der Vergangenheit?

Aus der Sehnsucht heraus, mit ihrer Mutter darüber sprechen zu wollen. Die Schuld, die sie als Kind auf sich geladen hat, mit ihrer Mutter zu teilen. Nicht allein damit zurückbleiben zu müssen und vielleicht Erlösung zu finden, wenn das kein zu großes Wort ist.

Der titelgebende Ort Biarritz steht in einem gewissen Gegensatz zu Luisens Lebensschwerpunkt, einem deutschen Altenheim. Welche Rolle spielt der französische Badeort Biarritz in deinem Buch?

Biarritz ist in erster Linie ein Sehnsuchtsort der Mutter. Dort war sie als junge Frau. Und von Biarritz erzählt sie ihrer Tochter immer wieder, zumindest in früheren Jahren. In Biarritz war ihre Welt noch in Ordnung, das Leben lag vor ihr, die Begegnung mit Hannas Vater, die Mutterschaft, alles lag noch in weiter Ferne. Die Mutter zeigt sich Hanna in diesen Erinnerungen als ein Mensch, den Hanna so nie gesehen hat.

Deine Brunnenstraße war die Auseinandersetzung mit deiner eigenen Familiengeschichte. Dein neuer Roman stellt keine so enge Beziehung zu deinem Leben her. Wieviel von dir aber steckt in deiner neuen Heldin?

In jedem meiner Romane steckt ein bisschen was von mir. Genauso, wie sich auch in jeder Filmrolle etwas von mir verbirgt. Was das im jeweiligen Fall ist, ist immer anders und abhängig von der Geschichte. Und vielleicht ist es mir selbst auch gar nicht immer klar, wo die Grenzen zwischen mir und der Figur verlaufen. Darin liegt für mich ein großer Reiz und auch eine Herausforderung. Und da sind wir wieder bei der Ausgangsfrage: Biarritz hat mich deshalb besonders intensiv beschäftigt, weil die Thematik mir sehr nah ist.

LESEPROBE

Marianne Kirschbaum erinnert sie an ihre Pflegemutter, Tante Suse. »Was du heute kannst besorgen, das verschiebe nicht auf morgen.« – »Was uns nicht umbringt, macht uns stark.« Dass der Teller leergegessen werden musste, war nur ein kleiner Teil von Tante Suses Erziehungsmethoden, Kinder hatten zu gehorchen und still zu sein. Auf Widerworte folgte eine gesalzene Ohrfeige. Hanna hatte Tante Suse geliebt. Hatte zwar den größten Respekt vor ihr, aber wenn sie ihren Ansprüchen genügte, konnte sie sicher sein, dass sie fair behandelt wurde.

Wenn die Familie Besuch bekam, legte Tante Suse knallroten Lippenstift auf, und Hanna konnte die Augen nicht mehr von ihren Lippen abwenden. Manchmal hatte sie sich in den Flur geschlichen, wo immer ein Lippenstift in der Schublade unter dem Telefon lag, und ihn heimlich aufgetragen. Sie wollte aussehen wie Tante Suse. So schön und so stolz und unbeirrbar. Einmal hatte sie vergessen, den Lippenstift rechtzeitig von den Lippen zu wischen, und bekam die Prügel ihres Lebens. Wenn Besuch erwartet wurde, musste sie den Tisch decken. Wichtig war dann, das kleine Holzfässchen aus dem Schrank zu holen und auf dem Wohnzimmertisch zu platzieren. Wenn man an einem kleinen Hebel zog, spuckte es Zigaretten aus, meistens HB, »wer wird denn gleich in die Luft gehen«. Daneben ein Gasfeuerzeug und ein Aschenbecher, der auf Knopfdruck die Zigarettenstummel schluckte.

Wenn Besuch kam, wurde geraucht. Nur dann. Aber dann die ganze Nacht durch.

Ihre Mutter bekam keinen Besuch. Und sie besaß auch keinen Lippenstift. Sie machte sich nichts aus Schminke, an ihrem Gesicht sei sowieso nichts zu retten.

Hanna und ihre Mutter lebten unten in der Einliegerwohnung, es war feucht und wimmelte von Kellerasseln. Der Boden war aus schwarzweiß gemusterten Steinfliesen, und wenn Hanna im Dunkeln durch den Hobbykeller in ihre Wohnung huschte, knackten die Kellerasseln unter ihren nackten Füßen, dann musste sie, im Hellen angekommen, die klebrigen Insektenkörper von ihren Sohlen kratzen.

Tante Suses Kochkünste waren beschränkt. Montags

Nierchen in Tomatensauce, dienstags Hühnersuppe mit Buchstabennudeln und Restknöchelchen, mittwochs Leber mit Äpfeln und Kartoffelbrei, donnerstags Griesbrei oder Erdbeermatsche, Freitags Fisch mit Gräten, samstags Quark mit aussortiertem Gartenobst, sonntags Schweinekoteletts. Während des Essens war Trinken nicht erlaubt, weil es die Speisen im Magen verdünnte. Sowieso gab es nur Wasser zu trinken. Manchmal sauer gewordene Milch mit Zimt und Zucker. Statt Süßigkeiten Erdbeermatsche in Milch, wobei sie die Beeren aus dem Garten verwendete, die man wegen ihrer leicht fauligen Konsistenz nur noch in zuckriger Milch runterbekam. Oder das Ganze mit Schwarzkirschen aus dem Garten. Statt Schokolade gab es oft mit Zucker verquirltes Eigelb, das Hanna aus ihrem vergilbten Plastikbecher löffelte. Alles hatte seine Ordnung.

Bei ihrer Mutter gab es Limonade von Vorlo. Und Schokolade und herrlich klebrige Zuckerstangen. Ihre Mutter machte sich nichts aus gesunder Ernährung. Wenn sie nicht arbeitete, saßen sie manchmal vor dem Fernseher und aßen Salamischeiben ohne Brot. Oder Knäckebrötchen mit dick Butter und Tomatenketchup drauf. Ihre Mutter verkörperte das Chaos, Tante Suse Ordnung und Disziplin. Sie hätte also eigentlich Voraussetzungen gehabt, in einer kalkulierbaren Welt aufzuwachsen. Aber dann kam ihr Vater. Kaum hatte sich seine Frau das Leben genommen, packte die Mutter ihre Koffer. Endlich in Sicherheit. Endlich einen Mann an der Seite, wie alle Frauen um sie her. Endlich respektiert werden und nicht mehr den Blicken der Nachbarn ausgeliefert.

2.

Marianne Kirschbaum, die neue Freundin der Mutter, ist nirgends zu sehen, also geht Hanna in das Zimmer ihrer Mutter. Alles ist an seinem Platz, das Bett ist frisch bezogen, auf dem Sofatisch liegt eine Packung Taschentücher, daneben ihre Brille. Sie hat ihre Brille vergessen. Die Gläser sind verschmiert, der Steg verbogen. Sofort regt sich Hannas schlechtes Gewissen.

Nicht mal auf ihre Brille kann sie achten. Sie setzt sich in Tante Olgas Ohrensessel und guckt raus in den Park. Ob sie hier manchmal sitzt und nach draußen schaut, so wie Hanna es ihr bei ihrem Einzug geraten hatte? Wahrscheinlich nicht. Ihre Mutter hat eigentlich nie das gemacht, was sie ihr vorgeschlagen hat. Wo sie gehofft hattet, ihr gutgemeinter Ratschlag könnte einmal stärker sein als der Starrsinn ihrer Mutter und sie vielleicht glücklich machen.

Ihre Mutter hat immer auf das Glück gewartet. Und wenn es manchmal ganz kurz vorbeischaute, hatte sie Angst, dass es in ihren Händen zerbrechen könnte, und ist davongelaufen.

Hanna zieht ihre Knie ans Kinn und macht sich ganz klein. Sie ist ihre Mutter. Sie möchte so gern, dass sich das Gefühl der Sicherheit und Wärme auf sie überträgt. Dass ihre Mutter eins mit ihr wird. Oder dass sie kurz die Plätze tauschen. Sie fühlt sich schlecht, weil sie in diesem Moment in ihrem Ohrensessel das spürt, was der Mutter fremd ist. Das Glück.

Der Vorschlag, sich Hilfe zu suchen, endete in einem Desaster.

»Wofür soll ich mir Hilfe holen?«

»Damit du es wieder schön findest im Leben.«

»Ach so«, sie hob die Augenbrauen, »ich finde es nicht mehr schön im Leben?«

»Na ja, glücklich bist du nicht gerade seit Papas Tod.«

Wo sein Tod ein Anfang hätte sein können.

»Du bist nicht glücklich, Mama. Obwohl du ja durchaus glücklich darüber hättest sein können, als er endlich krepirt ist.«

»Sag mal, spinnst du? Was fällt dir eigentlich ein?«

»Mama.«

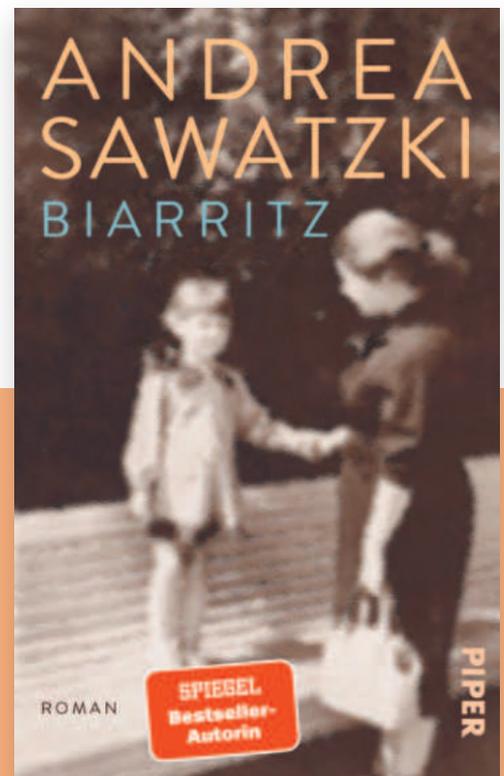
»Was weißt du denn von mir?«

»Ich sehe es doch.«

»Brauchst mich ja nicht mehr anzurufen oder zu besuchen, wenn ich deinen Vorstellungen nicht genüge.«

Ihre Mutter machte eine kurze Pause. Dann fuhr sie fort. »Weißt du was? Such dir doch einen Psychiater. Du scheinst ja einen zu brauchen. Du kannst dein Geld anscheinend zum Fenster rausschmeißen. Du scheinst es ja zu haben. Ich hab es jedenfalls nicht.«

Im Lauf der Jahre ließ sie sich auffressen von ihrem Zorn, ihrer Enttäuschung. Das Leben meinte es eben nicht gut mit ihr. Alle hatten sich verschworen gegen sie. Und jetzt auch die eigene Tochter.



30.
JAN
2025

ANDREA SAWATZKI
BIARRITZ

Hardcover mit Schutzumschlag

160 Seiten

22,00 € (D) 22,70 € (A)

ISBN 978-3-492-07266-3

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum
Erscheinungstermin auf [piper.de/leseexemplare](https://www.piper.de/leseexemplare) oder
schreiben Sie eine E-Mail an: sales_reader@piper.de
(BuchhändlerInnen), press@piper.de (Presse)

B O N

HELGE TIMMERBERG



ANGE





VOYAGE

MIT PAPAS BENZ BIS NACH MAROKKO

Helge Timmerberg träumt von der großen Reise über Land, seit ihm sein Vater vor zehn Jahren seinen Wagen vermacht hat, verbunden mit den letzten Worten »Bon Voyage«. Denn was macht spontaner und unabhängiger als der eigene fahrbare Untersatz? Was könnte robuster und stilvoller sein als eine alte Mercedes-Limousine? Womit kommt man entspannter ans Ziel? Helge Timmerberg startet zu einer lässigen Tour durch die Schweiz über Italien, Frankreich und Spanien bis nach Nordafrika. Doch schon auf der ersten Etappe bricht er zwei seiner Regeln: »Fahre nie länger als vier Stunden pro Tag!«, »Meide die Dunkelheit!«. So wird, was als Genusstour gedacht war, zum Roadtrip mit Hindernissen, auf dem der Autor sich gründlich neu kennenlernt. Er wird ausgebremst und ausgeraubt, sein alter Benz wird zum Rückzugsort und die Reise mit sich allein zur Isolationshaft auf vier Rädern ... Ein ehrliches Buch über zerstoche Reifen und Gespräche mit dem Navi, über Reiseermüdung, die Freiheit des Automobilisten und das ewige Versprechen, unterwegs zu sein.



LESEPROBE

Also Malaga. In vier Tagen. Kein Problem. 1200 Kilometer und zwölf Stunden reine Fahrzeit, sagt der Routenplaner, das heißt sechzehn mit Pausen. Vier pro Tag. Aber was ist mit Granada? Da wäre ich gerne länger als einen Abend und eine Nacht, auch länger als einen Tag. Wann immer ich vor der Reise an die Spanienetappe dachte, wünschte ich mir, die Alhambra und die Höhlen von Sacromonte wiederzusehen, aber am heftigsten wünschte ich mir das unmögliche Wiedersehen mit der Flamencotänzerin, in die ich mich vor fast vierzig Jahren verliebt hatte. Unmöglich, denn wir hatten seitdem nie wieder etwas voneinander gehört. Und sie kam auch nicht aus Granada, sie war nicht mal eine Spanierin und zog wie ich weiter, und sollte trotzdem der Zufall, der Duende oder das Universum für ein Wiedersehen in Granada sorgen, wäre der Wunsch noch immer nicht erfüllt, denn er beinhaltet die Unmöglichkeit, dass wir in diesen vierzig Jahren nicht auch vierzig Jahre älter geworden sind.

»Zehn Jahre älter wären okay?«, frage ich mich.

»Ja«, antworte ich.

»Auch zwanzig?«

»Dann wäre ich Mitte Fünfzig und sie um die Vierzig. Ja, das wäre auch okay. Aber vierzig Jahre älter?«

»Nee.«

»Obschon, wir hätten uns viel zu erzählen.«

»Verdammt viel.«

Selbstgespräche auf der A-7 kurz hinter Barcelona. Ich ließ die Stadt aus einer ganzen Reihe von Gründen links liegen. Erstens: Ich bin heute erst seit einer Stunde unterwegs. Zweitens: Ich hab' keinen Bock auf Barcelona. Drittens: Ich war oft genug in Barcelona. Viertens: Barcelona ist nicht Granada. Und ich will morgen in Granada sein. Und heute Abend mindestens eine Stunde vor Valencia. Wo, ist egal. Die Costa del Azahar ist pickepackevoll mit Strandhotels in ehemaligen Fischernestern. So Gott will, also Inshah Benz, bin ich in etwa drei Stunden da.

Die drei Stunden vergehen nicht wie im Flug, sondern wie auf dem Sofa beim Fernsehen. Papas Benz

hat Automatik. Als ich ihn erbt, vermisste ich anfangs die Gangschaltung aus sportiven Gründen. Aber auch um Machtverhältnisse zur klären. Wer ist der Herr der Gänge. Wer schaltet sie hoch? Wer entscheidet die Drehzahlen? Wer macht dem Motor Mut? Ist das schon alles? Ist das wirklich schon alles?! Nein. Ein Bordellbesitzer erklärte mir mal, dass nur kleine Schwänze eine Angeber-Gangschaltung brauchen. Darum fuhr er Automatik.

Lara ruft an. Wie jeden Tag um diese Zeit ermahnt sie mich, am Abend etwas zu essen, das Kraft gibt und gleichzeitig nicht dick macht, die Vitaminpillen zu schlucken, die sie mir eingepackt hat, und nicht mehr allzu lange zu fahren.

»Und hast du jetzt endlich mal den Reifendruck geprüft?«

»Nein.«

»Warum nicht? Du hättest das schon vor der Abreise in St. Gallen tun müssen.«

»Ja, ich weiß.«

»Und jetzt bist du ...?«

»Etwa hundert Kilometer vor Valencia.«

»Wie viele Kilometer sind das von St. Gallen?«

»Ich schätze mal, so zweieinhalbtausend.«

»Schatz, du musst den Reifendruck prüfen.«

»Ja.«

»Versprich es mir.«

»Ich werde ihn prüfen, versprochen.«

»Wann?«

»Beim nächsten Tankstopp.«

»Wie voll ist der Tank?«

»Jetzt mach mal 'nen Punkt, Lara.«

»Okay, ich hab' dich lieb.«

Es gab mal einen vierten Punkt in meinem Regelwerk für die Genussreise: keine Telefonate. Ich hatte die Regel wieder gestrichen, weil sie nicht einzuhalten ist. Ich hätte das Handy mit Lara zu Hause lassen müssen. Aber sie kann nicht anders. Sie ist in der Ukraine aufgewachsen. Mit anderen Straßen, anderen Autos, anderen Reifen als ich. Und sie hat Recht; es wird Zeit, das Ende der Etappe anzuvizieren. Natürlich würde ich auch noch eine Stunde

HELGE TIMMERBERG,

länger durchhalten, ohne Schaden an meiner Seele zu nehmen, aber ich bin nicht scharf auf Valencia. Seit Genua schaue ich anders auf Großstädte als vor Genua. Ich sehe in meinem Geist nicht mehr die Schönheit der Gassen, Brunnen und Kathedralen vor mir, sondern nur noch die Ansprüche des Straßenverkehrs. In Spanien kommen auf tausend Einwohner 600 Autos, und in Valencia leben 800.000 Menschen. Wartet da 'ne knappe halbe Millionen Karren auf mich? Da kann sie lange warten. Ich will, nein, ich wünsche, nein, warum so devot, ich bevorzuge heute einen kleinen Ort, der mein Navi Steffi nicht überfordert, und einen Balkon mit Meerblick. Wird Werbung endlich wahr? Jein. Denn es stellt sich heraus, dass auch ein Ort mit freien Straßen und freien Parkplätzen an der Costa del Alzhar nicht wirklich so wie in der Welt der Werbung aussieht, sondern eher wie in Oropesa del Mar.

Ich weiß, die Bauwerke, die die Bucht umzingeln, wird man in tausend Jahren als Hotelburgen des Zementzeitalters romantisieren, aber so weit sind wir ja noch nicht. Gegenwärtig gibt's da nichts schönzureden. Noch dazu scheint der Ort ausgestorben zu sein. Oder ist er nur verlassen, wie jedes Jahr um diese Zeit? Der Sommer steht vor der Tür, aber drin ist er noch nicht. Die Ferien beginnen erst in vier Wochen. Und warum war dann Girona proppevoll? Fragen, deren Antworten mich nicht wirklich interessieren. Für mich zählt nur eins: Der Benz parkt direkt vor dem Hotel. *Neptuno Playa*.

Der Name gefällt mir, darum hatte ich es beim letzten Kaffee auf der Autobahn gebucht. Außerdem war es preiswert. Und als die Räder vor dem Hotel

geboren 1952 im hessischen Dorffter, trampelte mit siebzehn nach Indien und beschloss, Journalist zu werden. Er zählt zu den innovativsten Journalisten und Reiseschriftstellern Deutschlands und veröffentlicht in der *Süddeutschen Zeitung*, der *Zeit*, *Stern*, *Spiegel*, *Playboy* u. a. »Tiger fressen keine Yogis« war sein erster großer Erfolg. Bei Malik und Piper erschienen mehrere Bestseller, zuletzt u. a. die Reisebücher »Die Straßen der Lebenden«, »Das Mantra gegen die Angst«, die Autobiografie »Lecko mio« und »Joint Adventure«.





ausrollten, wusste ich auch warum. Direkt nach der Fertigstellung mag dieser Betonwürfel mit seinen Balkonlöchern tipptopp ausgesehen haben, aber er wurde doch recht gnadenlos dem Zahn der Zeit zum Fraß vorgeworfen. Es braucht keine Fokussierung auf die Einzelheiten, der erste Blick auf die Fassade reicht, um zu wissen, dass alle Details an und in diesem Hotel ein bisschen klappern. Ich mag so was. Es haucht dem Billigbau ein bisschen Seele ein.

In der großen Lobby bin ich mit dem Rentner-Rezeptionisten allein. Und auch im weiteren Verlauf des Abends ist außer uns beiden im *Neptuno Playa* kein menschliches Wesen anzutreffen. Draußen auch nicht. Oder fast nicht. Hier und da ein desillusioniertes Pensionistenpaar, das sich einsam am leeren Strand entlangquält, einem Strand mit einem Sand, der wie Lehm aussieht, weil er vom letzten Regen noch nicht wieder ausgetrocknet ist. In ein paar Wochen werden ihn jede Menge bunte Sonnenschirme aufhübschen, aber jetzt ist er nur ein trostloses Niemandsland zwischen Zement und Mittelmeer.

Trotzdem kann ich nicht klagen. Im Gegenteil, aus vielerlei Gründen geht es mir gut. In dem Pärchen-trubel von Girona fühlte ich mich einsam. In der gespenstischen Leere von Oropesa del Mar fühle ich mich allein. Und allein sein kann ich. All – ein, also eins mit allem. Weil man alles akzeptiert, auch das Hässliche, denn es versöhnt mich mit meiner Reismüdigkeit. Ich kann ja nichts dafür, sie ist die Berufskrankheit der Nomaden. Das Glück der Reisen

liegt in der Befreiung von der Routine des Alltags. Aber wenn das Reisen zum routinierten Alltag wird, ist es mit diesem Glück irgendwann mal vorbei. Umgeben von den Schönheiten der mediterranen Welt beklage ich meine allgemeine Reismüdigkeit, aber wenn es hässlich wird, hilft sie mir. Ich wäre auch in meinen leidenschaftlichen Weltenbummlerjahren in Oropesa del Mar nicht glücklich gewesen. Warum sollte ich es jetzt sein?

Und trotzdem bin ich es.

Zum ersten Mal auf dieser Tour steht Papas Benz direkt unter meinem Balkon. Da ist das Meer, da sind die Sterne, und da steht er und reflektiert wieder die Milchstraße wie in Saintes-Maries-de-la-Mer oder wie in Ostfriesland, als mein Vater ihn mir übergab. Kann man das wirklich so sagen? Freiwillig hätte er das nie getan. Der Wagen war seine weiße Kuh, sein Heiligtum, seine Königslimousine für den Ruhestand, der 25 Jahre währte. Der Tod hat ihn aus dem Benz genommen und mich hineingesetzt. Das Schicksal hat die Übergabe arrangiert. Und immer, wenn ich Papas Benz irgendwo im Sternenglanz parken sehe, fallen mir auch Papas letzte Worte wieder ein.

»EIN MERCEDES
OHNE STERN IST
WIE EIN KÖNIG
OHNE KRONE. DER
GUTE STERN MUSS
WIEDER DRAUF, FÜR
ALL DIE STRASSEN,
DIE NUN VOR MIR
LIEGEN.«

»Bon Voyage«. Eine Mission Impossible, bisher. Aber *que sera, sera, whatever will be, will be, the future is not ours to see*, und die Gegenwart gewinnt grad stark, weil ich in Oropesa del Mar die Freiheit des Automobilisten wiederfinde. Sagen wir, das alles hier ist das klassische Loch, in das man sich verirren kann, geographisch wie seelisch. Das Gefühl, am falschen Ort zur falschen Zeit zu logieren, ist das Loch der Psyche, aber egal, aus welchem Loch ich auf den Benz im Sternenglanz sehe, sagt er mir, dass ich mich gleich morgen nach dem ersten Kaffee mit ihm aus beiden Löchern verpissen kann. Und so geschieht es.

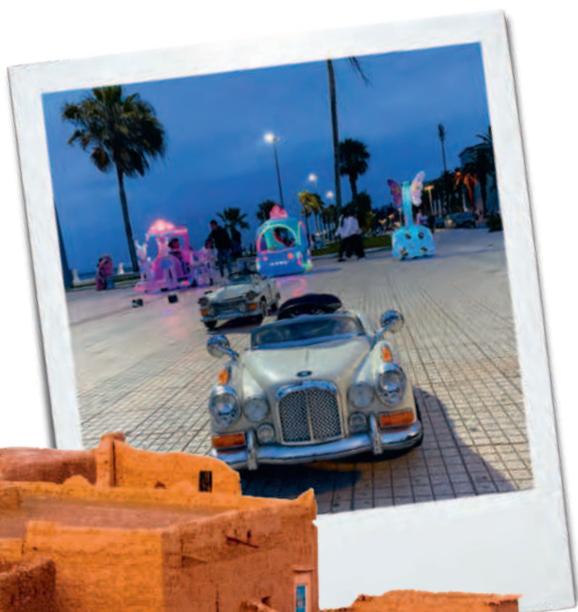
Gleich am Morgen (heißt bei mir, gleich gegen Mittag) werfe ich mein Hauptgepäck in den Kofferraum und den Rucksack auf den Beifahrersitz und gebe Granada in das Navi ein. Die Sonne scheint, und Steffi führt mich nicht auf der Straße von gestern zurück zur Autobahn, sondern über eine andere, und dafür könnte ich sie küssen, wenn sie aus Fleisch und Blut wäre, trotz ihrer spröden Stimme. Eine schmale Straße mit engen Kurven bereitet uns Freude, dem Benz und mir. Sie verläuft in mittlerer Höhe der Steilküste und bietet einen zauberhaften Blick auf das Meer und seine Buchten. Kaum Verkehr. Für etwa dreißig Minuten passt sich die Realität den commercials der Automobilindustrie an. Und Werbung wird wahr. So beginnt ein schöner Tag. Frühstück werde ich an der ersten Autobahnraststätte und bei der Gelegenheit endlich den Reifendruck prüfen. Dass Lara wieder danach fragen wird, ist sicherer als das Amen in der Kirche. Und tanken muss ich auch.

Die Welt der Werbung blendet sich langsam aus, eine stark befahrene Bundesstraße übernimmt, Kreuzungen, Ampeln, tatütata, was soll ich sagen, ich freue mich langsam wieder auf die Autobahn. Klare Verhältnisse bis Granada. Und vorher durch die Sierra Nevada. Ach, hätte ich doch mehr Zeit für Andalusien. *If I only had time, only time*. Aber du hast sie, du kannst auf der Rückfahrt in Granada so lange bleiben, wie du willst. Und es wird eine Rückfahrt geben, der Benz macht nicht schlapp. Der nicht. »Und wenn sie dann nicht mehr in Granada ist?«

»DAS DARFST DU ABER NICHT DEINER MUTTER ERZÄHLEN, HÖRST DU?« IST EINER DER WENIGEN PAPA-SÄTZE MEINER KINDHEIT, DIE ICH NIE VERGASS. UND DIE WENIGEN GLÜCKLICHEN ERINNERUNGEN AN MEIN LEBEN MIT IHM SPIELTEN ALLE IN MOTORFAHRZEUGEN.«



»»GEHE AM ENDE
JEDER ETAPPE 10.000
SCHRITTE«, LAUTET
DIE DRITTE REGEL
FÜR GENUSSREISEN,
DENN DARÜBER
FREUT SICH NICHT
NUR DER KÖRPER,
AUCH DEN REISE-
EINDRÜCKEN BRINGT
ES VIEL. BE- UND
ENTSCHLEUNIGEN,
FAHREN UND
SPAZIEREN GEHEN,
DER FLUSS UND
DIE DETAILS.«



»Hat dich 'n Affe gebissen? Sie ist auch jetzt nicht da.«

»Wenn du nicht glaubst, dass es zwei Menschen gleichzeitig an den Ort zurückziehen kann, an dem sie sich vor fast vierzig Jahren gefunden und wieder verloren haben, dann glaubst du nicht an das Wunder der Liebe!«

»Ich glaube, dass die Liebe das Wunder ist. Und das ist nicht dasselbe. Deine Liebeswunder spekulieren auf wohlgesonnene höhere Mächte.«

Selbstgespräche? Oder reden hier mein Vater und meine Mutter miteinander? Manchmal will es so scheinen. Beide sind in mir. Zu gleichen Teilen, 50:50. Meine Mutter war gläubig, mein Vater Nihilist. Beide von Haus aus. Mein Stammbaum wurzelt zum einen in tiefer Religiosität und zum anderen im Raubrittertum. Das ist belegt. Behauptete mein Vater. Seine Linie ließe sich laut irgendeines Stammbaumamtes bis zu Karl dem Großen zurückverfolgen. Alles nur freie Bauern und ein Desperado. Kurz vor seinem Tod behauptete er zudem, dass wir Adelige seien. Hätte er kürzlich rausgefunden. Wir müssten von Rechts wegen von Timmerberg heißen, und dieses »von« sei das Einzige, wofür es sich noch zu kämpfen lohne, bevor er sterbe.

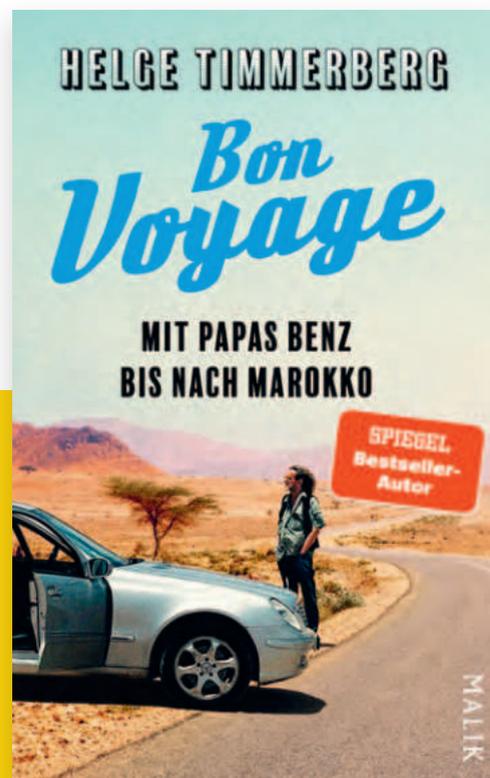
De facto ist mein Vater der Kämpfer in mir und meine Mutter die Liebe. Oder die, die Liebe will. Das muss nicht immer schief gehen, aber bei den beiden passt nichts. Sie war treu wie ein Pinguin, mein Vater nicht. Sie litt unter einem Helfersyndrom, er unter seinem Ehrgeiz. Er wollte gewinnen, um jeden Preis. Sie hatten sich null verstanden und null vertragen, und obwohl sie gestorben sind, streiten sie sich immer noch. In mir. Wenn ich es nicht schaffe, sie zu versöhnen, werde ich nie meinen Frieden finden. Nie. Dann geht das immer so weiter mit den Selbstgesprächen zu dritt. Sie, er und das von seinen Eltern unabhängige Selbst, das Ich der Seele.

Und da ist die Autobahn, ich gebe Gas gen Granada. Aber zunächst in Richtung Valencia, und zuallererst gebe ich Gas bis zur nächsten Autobahnstation. Der Benz braucht Diesel, ich ein Frühstück. Wir finden beides nach wenigen Kilometern, kein Restaurant, nur eine Tankstelle mit eingeschränkter Gastronomie, und auf der Einfahrt werde ich zum ersten

»PAPAS WAGEN IST
EIN BILDSCHÖNES
FAHRENDES
WOHNZIMMER MIT
GUTER HYDRAULIK.
FLEISSIGE
STOSSDÄMPFER,
VERLÄSSLICHER
MOTOR, ENTSPAN-
NENDE AUTOMA-
TIK, ICH SAG'S JA:
ICH NEHME MIR DIE
GLÜCKSHORMONE,
WIE SIE KOMMEN.«

Mal auf dieser Reise und zum ersten Mal überhaupt mit diesem Wagen von der Polizei gestoppt. Eine 22 Jahre alte silberne Mercedes-Limousine der E-Klasse fährt sich wie eine Tarnkappe. Weil sie zu alt für die großen Fische und zu seriös für die Kleinkriminellen ist, war sie unsichtbar für die Augen des Gesetzes. Bis jetzt. Zwei Wagen, vier Uniformierte. Der mit dem unfreundlichsten Gesicht hält mich an. Er blickt misstrauisch in den Benz hinein, und in seinen Augen sieht die Rückbank sicher wie ein unordentlicher Kleiderschrank aus. Er will wissen, wohin ich will. Nach Granada. Aha. Nochmal lasert er den Innenraum mit seinen Bullenblicken ab, dann winkt er mich weiter.

Ich tanke, ich frühstücke, ich rauche eine Zigarette zu *just another cup of coffee for the road* draußen beim Benz in der Sonne. und mir fällt ein, dass ich ja noch den Reifendruck prüfen wollte. Und könnte ich, sagen wir, fünf Minuten weit in die Zukunft sehen, würde ich jetzt stattdessen sofort weiterfahren.



03.
APR
2025

HELGE TIMMERBERG
BON VOYAGE

Hardcover mit Schutzumschlag
240 Seiten
22,00 € (D) 22,70 € (A)
ISBN 978-3-89029-592-3

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum
Erscheinungstermin auf piper.de/leseexemplare oder
schreiben Sie eine E-Mail an: sales_reader@piper.de
(BuchhändlerInnen), press@piper.de (Presse)



OTTO WAALKES WIRD 77

– eben das richtige Alter, um auf immer weitere Entdeckungsreisen zu gehen. Und da die Kunst bedeutend älter ist, verwundert es nicht, wenn auf dem weiten Feld der Malerei noch immer neue Meisterwerke zu entdecken sind. Aber noch etwas hat Otto darauf entdeckt: »Leider fehlt den allermeisten – wenn nicht allen – etwas Entbehrliches: der Ottifant.«

Um diese Lücken zu schließen, legt der notorische Ostfrieße und motorische Komiker in diesem Buch eine lange Reihe frischer Ölgemälde, Acrylbilder, Aquarelle und Federzeichnungen vor, die in Prosa wie in Versen kunsthistorisch und ottospezifisch eingeordnet werden. Im Zweifelsfall hat Otto seine großen Vorbilder, von denen die meisten leider schon vor langer Zeit den Pinsel abgegeben haben, einfach selbst zur Rede gestellt.

»Brave Künstler kopieren – das Genie klaut.« Das hat übrigens Picasso gesagt. Otto Waalkes dagegen parodiert, denn: »Die Parodie ist für mich die aufrichtigste Form der Verehrung.«

*Im Stillen Ozean der Kunst
Beflügelt von der Musen Gunst
Segelt mein Schiffchen munter
Den Malstrom rauf und runter.*

*Voraus geht es mit voller Kraft:
Das Meer ein tintenblauer Saft,
Die Sonne rot am Horizont,
Daneben blass der Silbermond –*

*Da schallt ein Ruf von Luv her:
»Ich sehe neue Ufer!
Gestade einer Insel
Mit Palmen schlank wie Pinsel!*

*Im Hintergrund die Farbenpracht,
Die scheint von Menschenhand gemacht.
Sie schimmert um die Wette
Mit Claude Monets Palette!«*

*Ich traue meinen Ohren kaum,
Das klingt ja wie ein Malertraum.
Ich stutze, staune, fass' es nicht
Dann die Erkenntnis: Kunst in Sicht!*

*Da liegt viel unentdecktes Land
Für mich und meinen Ottifant.*

03.
JUL
2025

OTTO WAALKES
KUNST IN SICHT

Neu entdeckte Meisterwerke

176 Seiten

26,00 € (D) 26,80 € (A)

ISBN 978-3-492-06589-4

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum
Erscheinungstermin auf piper.de/leseexemplare oder
schreiben Sie eine E-Mail an: sales_reader@piper.de
(BuchhändlerInnen), press@piper.de (Presse)

Otto Waalkes

MALIK

TASCHENBUCH



Unser neues Malik-Taschenbuchprogramm bringt Ihnen die Welt des Reisens jetzt in einem handlichen Format näher. Erleben Sie spannende Geschichten und einzigartige Erlebnisse, die von der Freiheit der Berge bis zu den Geheimnissen der Unterwasserwelt reichen. Entdecken Sie kulturelle Schätze in fernen Ländern und lassen Sie sich von unerwarteten Begegnungen und Abenteuern inspirieren. Unsere sorgfältig gestalteten Bücher laden nicht nur zu einer gedanklichen Reise ein, sondern versprechen auch optisch und haptisch einen Genuss.



Liebe Leserin, lieber Leser,

unser Malik-Programm steht seit bald dreißig Jahren für die Freiheit des Reisens, die Lust am Abenteuer und an der Entdeckung, die Neugierde auf die unterschiedlichsten Orte und Gegenden der Welt. Malik verheißt Freude am Schauen und Staunen, sportliche Höchstleistungen, Liebe zu Natur und Umwelt – und das Engagement, sie zu bewahren. Hier erscheinen Bücher von und für Menschen, die mitreißen und gern in Bewegung sind, geistig wie körperlich.

Weil zur Bewegung auch eine gewisse Leichtigkeit gehört, freuen wir uns sehr, Ihnen heute den Auftakt unseres neuen Malik-Taschenbuchprogramms vorstellen zu dürfen. Künftig finden Sie hier viele der erfolgreichen Malik-Titel in kleinerem Format und zum geringeren Preis, aber in gewohnt liebevoller, hochwertiger Ausstattung: Mit individuell gestalteten Klappen und Karten, aufwendigen Farbbildstrecken und Naturkarton-Einband sind die Bücher optisch und haptisch so ansprechend wie inhaltlich inspirierend. Von den legendären Klassikern bis hin zu neuen Autorinnen und Autoren möchten wir Ihnen hier all das bieten, was Malik ausmacht. Den Auftakt bilden im Frühjahr 2025 sechs ausgewählte Highlights aus dem Malik-Programm und ein praktisch-elegantes Reise-Journal zum selbst Befüllen und Bewahren besonderer Momente.

Viel Freude beim Entdecken unserer Titel wünschen Ihnen

Felicitas von Lovenberg und Bettina Feldweg



9 WOCHEN
11 GASTGEBER
GESAMT: 8689 KM
FLUGZEUG: 3161 KM
BUS + AUTO: 4594 KM
ZUG: 834 KM
FÄHRE: 100 KM

SAUDI- ABIEN

Gegenseitige Sympathie: Sollte ich no-
toltesten Tiere der Welt sind, möchte ich

Das allererste Foto von mir und einer Meereschilderin. Die junge Eline Koornshoorn war
Patronin in einer Aufbaumotoren in Limón, die ich besuche.

Back to the roots – Alexander und ich klettern neue Linien in unserer Heimat
Berchtesgaden: »Sonnenkönig«, 10, am Untersberg

»Handgrünacht« – mithilfe meiner Tagebücher und mit Unterstützung der
Jagdhundes Cerro schreibe ich mich durch mein steiles, wildes Leben

Ich lerne, ein Lederstrahlrohrrechen zu gießen. Andrew, heute mein Mann, erklärt
vermeintlich kann, dass es immer wieder einstrahlt

In Kallern gibt's ein Eis für Thomas und mich ... und Jonny?





Chevi und Fougere, Rehe sind meist polygam, diese beiden bilden da eine Ausnahme. Sie leben nicht vollig monogam, geben einander auf ihrem Territorium aber den Vorzug.



Zärtlichkeit, Rehe liebe mitten auf einer Lieb



Wundervolles Myanmar. Den besten Blick auf die historische Königstadt Bagan gibt es zu Sonnenauf- und untergang.



Vollstört am Inle-See: strömender Regen, Boote, Muscheln jochen mitten hinein.



GISA PAULY

LA PALOMA

02.05.2025

12,00€ (D) 12,40€ (A)
ISBN 978-3-492-31949-2



NICOLA FÖRG

VERDAMMTE WEIBER

27.02.2025

17,00€ (D) 17,50€ (A)
ISBN 978-3-492-06556-6



JENNY COLGAN

IN UNSEREN TRÄUMEN
IST IMMER SOMMER

03.04.2025

13,00€ (D) 13,40€ (A)
978-3-492-32152-5

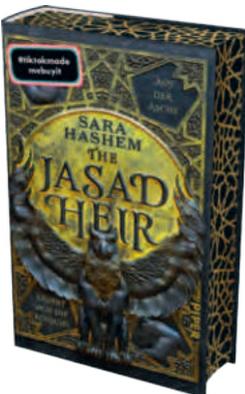


RUNYX

THE PREDATOR –
DU BIST SEIN GEHEIMNIS

03.04.2025

16,00€ (D) 16,50€ (A)
ISBN 978-3-492-06641-9



SARA HASHEM

THE JASAD HEIR

27.02.2025

24,00€ (D) 24,70€ (A)
ISBN 978-3-492-70951-4



KERRI MANISCALCO

THRONE OF SECRETS –
VERRATEN

27.02.2025

18,00€ (D) 18,50€ (A)
ISBN 978-3-492-70902-6



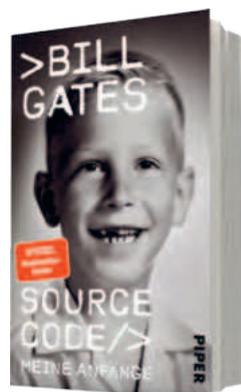
SOPHIE FOLGER

ALPEN, BABY!

27.02.2025

25,00€ (D) 25,70€ (A)

ISBN 978-3-89029-601-2



BILL GATES

SOURCE CODE

04.02.2025

24,00€ (D) 24,70€ (A)

ISBN 978-3-492-07311-0



JOËL DICKER

EIN UNGEZÄHMTES TIER

27.02.2025

26,00€ (D) 16,80€ (A)

ISBN 978-3-492-07344-8



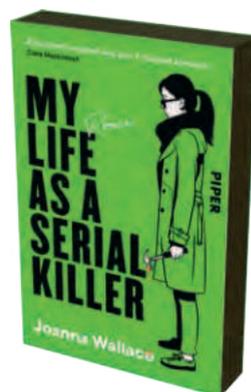
NICOLE WELLEMIN

DAS ECHO DER MOORE

27.02.2025

22,00€ (D) 22,70€ (A)

ISBN 978-3-492-07335-6



JOANNA WALLACE

MY LIFE AS A SERIAL KILLER

03.07.2025

17,00€ (D) 17,50€ (A)

ISBN 978-3-492-06516-0



KAREN INGE NIELSEN

NIEMAND HÖRT DICH

30.01.2025

15,00€ (D) 15,50€ (A)

ISBN 978-3-492-06711-9

Piper Verlag GmbH
Georgenstraße 4
80799 München

Postfach 40 14 60
80714 München

Tel. (089) 38 18 01-0
Fax (089) 33 87 04

info@piper.de
www.piper.de

GESCHÄFTSFÜHRUNG:

Felicitas von Lovenberg, Christian Schniedermann
Registergericht: Amtsgericht München
Registernummer: HRB 71118

LEITUNG VERKAUF UND VERTRIEB:

Sabrina Zingg
Tel. (089) 38 18 01 44
Fax (089) 38 18 01 68
sabrina.zingg@piper.de

MARKETING:

Jennifer Maurer
Tel. (089) 38 18 01-63
Fax (089) 38 18 01-591
jennifer.maurer@piper.de

LEITUNG LIZENZEN & FOREIGN RIGHTS:

Sven Diedrich
Tel. (089) 38 18 01-26
Fax (089) 38 18 01-272
sven.diedrich@piper.de

PRESSE- UND ÖFFENTLICHKEITSARBEIT/ VERANSTALTUNGEN:

Leitung
Kerstin Beaujean
Tel. (089) 38 18 01-25
kerstin.beaujean@piper.de

REZENSIONSANFORDERUNGEN:

press@piper.de
Fax (089) 38 1 01-65

DRUCKEREI:

Gotteswinter und Fibo Druck- und Verlags GmbH
Joseph-Dollinger-Bogen 22
80807 München

Stand Oktober 2024

Preisänderungen und Irrtümer vorbehalten.

Die € (A)-Preise wurden von unserem Auslieferer als sein gesetzlicher Letztverkaufspreis in Österreich angegeben.

Gestaltung: Daniel Sluka | Design · www.daniel-sluka.de

Herstellung: Mark Oliver Stehr, oliver.stehr@piper.de

VERWENDETE SCHRIFTEN:

Adobe Caslon, Al Fresco, Allotrope, Dupinzel, Eds Market, Elza, Freight Big, Futura, Vina Sans, Wordy

BILDNACHWEIS:

S. 4 Tommie Goerz © Gaby Gerster, S. 4, 5 © Tommie Goerz

S. 13 Clare Leslie Hall © Oli Green

S. 21, 23 Camilla Barnes © Véronique Taupin

S. 30-36 © Tobias Schlegl

S. 40 Sue Hincenbergs © Phillipa Croft

S. 52, 53 David Finck © Kasia Kim-Zacharko

S. 60 Ewald Arenz © Birkefeld

S. 68 Pierre Jarawan © Maximilian Heinrich

S. 78, 80 Jeannette zu Fürstenberg © Philipp von Ditfurth

S. 86 Gina Mayer © Sibylle Pietrek

S. 88, 89 © Gina Mayer

S. 97 Andrea Sawatzki © Valeria Mitelman

S. 103 Helge Timmerberg © Chyachida C.

S. 102-108 © Helge Timmerberg

S. 112 Otto Waalkes © MIKEKRAUS.works

S. 113 »Lesestunde« © Otto Waalkes | Otto Kunst GmbH – bearbeitet PIPER

S. 114-117 Von oben links nach unten rechts:

Schildkröte: kormandallas/Pixabay, Selfie Stephan Orth und

Kamel: Stephan Orth; Karte von Saudi-Arabien: Birgit Kohlhaas,

Eselzeichnung: Lotta Lubkoll; Foto von Stephan Orth und Kamel:

Christoph Jorda, Bildseite mit Thomas Huber: Heinz Zak (oben),

Stefan Wiebel (unten); Bildseite mit Schildkröten: Christine

Figgenger, Schildkrötenillustrationen: Michaela Geese; Paragleiten:

Michael Dietz und Jochen Schliemann, Lotta und Esel am Strand:

Marco w. Solbiati; Thomas Huber an der Wand: Heinz Zak,

Bildseite mit Esel: Lotta Lubkoll (oben), Thomas Siflinger (unten);

Mensch und Reh: Geoffroy Delorme, Bildseite mit Rehen: Geoffroy

Delorme; Rechts unten: Michael Dietz und Jochen Schliemann



Lesee exemplar-Service für BuchhändlerInnen
Bestellen Sie in drei Schritten Ihr digitales
Lesee exemplar auf www.piper.de/leseexemplare



e-Book



Trailer für Ihre Online-Filiale



Autorenveranstaltungen

v|bTIX Weiteres Infomaterial auf v|bTIX

peyer
COVER

MATERIAL UMSCHLAG:

PEYGREEN 300g/m2 in Diamantweiß

Von peyer graphic, Leonberg

